Zwei monat festung

Johannes Trojan

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available









Zwei Monat Festung.

Von **Johannes Trojan** erschienen bisher:

	geh. M. Pf.	geb. M. Pf.
Das Wustrower Königsschiessen	1,—	1,75
Für gewöhnliche Leute. 2. Auflage	3,—	4,—
Gedichte	3,—	4,20
Hundert Kinderlieder	2,—	3,—
Scherzgedichte. 3. Auflage	3,—	4,20
Von Einem zum Andern. 2. Auflage	3,—	4,—

o

Zwei Monat Festung.



von

Johannes Trojan.

Dritte Auflage.

Berlin, 1899.

Verlag von Freund & Jeckel.

(Carl Freund.)

Gedruckt bei Robert Schroth in Berlin S.

Gewidmet

meiner lieben Frau Clara.



Widmung.

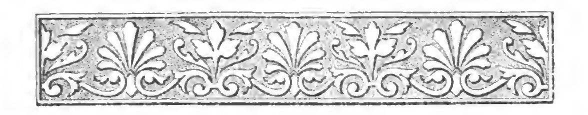
Wie war es alles gleich so nett,
Als Du zu mir kamst, lieber Schatz!
Dein Platz war auf dem Fensterbrett,
Und war das nicht ein hübscher Platz?

Mit Deiner Arbeit saßest Du
Dort manche liebe Stunde lang,
Und hört' ich Deinem Plaudern zu,
War mir's, als ob ein Vogel sang.

Wie freundlich dann erschien der Raum,
Und alles war so lustig bunt,
Und hinter Dir der Ahornbaum,
War's nicht ein hübscher Hintergrund?

Denkst wohl daran noch manches Mal,
Wie das so hübsch war, lieber Schatz:
Im grünen Laub der Sonnenstrahl
Und auf dem Fensterbrett Dein Platz!

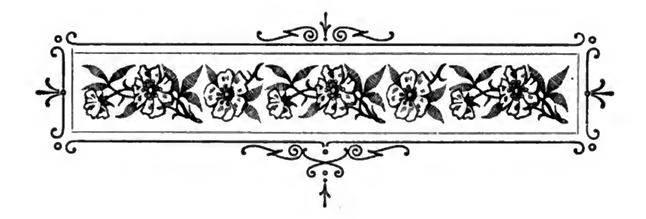




Inhalts-Verzeichniß.

Inhalts-Verzeichniß.





In der Heimath.

Am 24. Mai 1898 ging mir von der Königlichen Staatsanwaltschaft in Berlin die Benachrichtigung zu, daß ich mich zum Antritt einer gegen mich erkannten Festungshaft von zwei Monaten am 20. Juni in der Festungsstubengefangenenanstalt zu Weichselmünde zu gestellen habe. Hinzugefügt war: „Bei nicht pünktlicher Gestellung wird Haftbefehl, nach Lage der Sache eventl. Steckbrief erlassen werden.“

Das lautete sehr ernst, und ich begriff den Ernst meiner Lage vollständig. Das Erste, was ich that, war dies, daß ich mein Ränzel packte und nach der Mosel fuhr, um noch rasch eine gute Portion frischer Luft zu athmen, die wilden Rosen blühen zu sehen und einen rechtschaffenen Trunk zu thun. Dazu gelangte ich auch, das heißt zu dem rechtschaffenen Trunk und zur frischen Luft, mit der Rosenblüthe aber hatte ich mich verrechnet. Denn so milde auch der Winter gewesen, trotzdem war spät erst der Frühling gekommen, und am Ende des Monats Mai hatten erst

wenige wilde Rosen an der Mosel sich entfaltet, so laut auch schon der Gesang der Nachtigallen erklungen war. Darum kam ich doch nicht um die Rosenblüthe, denn meine gütige Heimath hatte sie für mich aufgespart, und noch fünf Wochen darauf konnte ich mich ihrer erfreuen auch dort, wo ich war. Es stehen viel wilde Rosenbüsche am Strande der Ostsee und einige davon sogar in unmittelbarer Nähe der Wälle von Weichselmünde. Es ist sogar einer über den breiten Graben hinübergesprungen oder von einem Vogel hinübergetragen in die Festung und zwar auf die Bastion IV; im vorigen Jahre aber war er noch zu klein, um Blüthen zu bringen.

Als ich von der Mosel zurück war, fand sich in Berlin für mich noch mancherlei Arbeit zu erledigen. Am 18. Juni reiste ich dann nach Danzig ab und langte am späten Nachmittag in meiner alten Vaterstadt an. Vor elf Jahren hatte ich sie zum letzten Mal gesehen, aber nur flüchtig. Fast vierzig Jahre waren es her, seit ich einmal ruhig in ihr geweilt hatte.

Es war sehr gut, daß ein lieber Freund mich auf dem Bahnhofe in Empfang nahm, ich hätte sonst nicht aus noch ein gewußt, so sehr hat meine Vaterstadt in der letzten Zeit sich verändert. Das ganze alte Stadtbild, das ich im Kopf und im Herzen hatte, war durch die Niederlegung der Wälle so zerstört worden, daß ich mich gar nicht zurecht finden konnte. Am andern Tage schon fand ich mich zurecht und wußte überall Bescheid, im ersten Augenblick aber, als ich ankam, war ich sehr bestürzt und ganz verwirrt.

Es war das beste, was mein Freund thun konnte, daß er mich sogleich ins Freie brachte. Mittelst der elektrischen Bahn begaben wir uns nach der Vorstadt Langfuhr und suchten von dort aus den Jäschkenthaler Wald auf. Im

Walde war alles noch wie es gewesen war in meiner Kinderzeit. Da standen noch alle die alten Buchen, unter denen ich Blumen und Beeren gesucht hatte. Sie mußten stärker geworden sein, seit ich nicht dort gewesen war, aber das fiel mir nicht auf; sie erschienen mir ganz so, wie ich sie einst gesehen hatte. Mein Freund, der ein Botaniker ist, machte mich auf einige Blumen aufmerksam, die aus dem Waldgrunde hervorglänzten. Da lachte ich und sagte zu ihm: „Was hier steht, kenne ich alles und kann genau angeben, auf welcher Stelle es zu finden ist."

Wir strichen im Walde umher, bis es dunkel wurde und brachten den Abend dann in einer Villa am Johannisberge in Gesellschaft freundlicher Menschen zu.

Am andern Tage besuchte ich das Grab meines Vaters auf dem Pfarrkirchhof von St. Marien, der vor dem Hohen Thor an der Promenade liegt. Seit einer Reihe von Jahren schon ist er geschlossen. Lang und schmal zieht er sich nach den Festungswerken des Hagelsberges hinauf, durch die er begrenzt wird. Bald hatte ich das Grab meines Vaters gefunden. Hügel und Kreuz waren wohl erhalten, aber den Kirchhof fand ich von der kleinblüthigen Balsamine (Impatiens parviflora) überwuchert, die auch die benachbarten Kirchhöfe und unbebauten Plätze eingenommen hat.

Diese merkwürdige Pflanze ist aus der Mongolei eingewandert und noch nicht sehr lange bei uns. Bei Danzig ist sie zuerst vor 25 Jahren aufgetreten und zwar in der Nähe des Hafens auf der Westerplatte. Sie ist sehr häufig in den Vororten Berlins und hat auch im Thiergarten und im Friedrichshain sich angesiedelt. Zu ihrer leichten Verbreitung trägt es in hohem Grade bei, daß sie beim Aufspringen der reifen Früchte die kleinen Samenkörner rings um sich her schleudert. Dasselbe findet statt bei den

andern Arten der Gattung, deshalb hat die bei uns heimische mit großen goldgelben Blumen gezierte Art, deren reife oder auch erst reifende Früchte schon bei leiser Berührung mit der Hand aufspringen, den Namen „Noli tangere!“ oder „Rühr nicht an!“ bekommen.

Auf diesem Kirchhof, den jetzt ganz die kleinblüthige Balsamine überwachsen hat, ist mein Vater am 2. Januar 1862 begraben worden. Der Kirchhof liegt unmittelbar neben dem alten Schützenhause, das im Jahre 1852, als es eingeweiht wurde, „das neue Schützenhaus“ hieß. Als ich am 30. August vorigen Jahres in diesem alten Schützenhause den Mitgliedern eines kaufmännischen Vereins einen Vortrag hielt, konnte ich in einer kurzen einleitenden Rede bewegten Herzens sagen, daß ich da, wo ich stand, noch nicht hundert Schritt entfernt von dem Grabhügel meines Vaters stände.

Weit davon ist die Grabstätte meiner Mutter. Sie ist gestorben 1841, vier Jahre nach meiner Geburt, in Bad Ems, wo sie vergebens Genesung gesucht hatte, und begraben auf dem Friedhof in Dorf Ems. Sie war meines Vaters zweite Frau gewesen, die er geheirathet hatte, nachdem seine erste Gattin 1831 ein Opfer der ersten Choleraepidemie, die damals Europa heimsuchte, geworden war. Der Danziger Magistrat ließ in diesem Jahr in abgelegener Gegend auf dem Stolzenberg einen Cholerakirchhof anlegen, auf dem die an dieser Seuche Verstorbenen beerdigt werden mußten. Dort ist auch meines Vaters erste Frau bestattet worden. Ich bin auch dorthin gegangen, um ihr Grab aufzusuchen, aber das war ein vergeblicher Gang, denn nicht einmal den alten Cholerakirchhof selbst fand ich. Lange irrte ich in der einsamen Gegend umher und fand ihn nicht. Zuletzt bei strömendem Regen suchte ich ihn immer noch, ohne ihn zu finden. Und ich wußte

doch, wo er sein mußte, denn ich hatte ihn manch Mal mit meinem Vater besucht. Nachher aber hörte ich, daß er eingegangen ist, und daß über das Land, das damals die Todten geborgen hat, wieder der Pflug geht.

Am Nachmittag schlug ich die Straße nach Langfuhr zu ein, bog aber an der „halben Allee“ ab, um unterhalb des Galgenberges, wo früher die armen Sünder gehängt wurden, auf den Weg zu kommen, der nach Heiligenbrunn führt. Das hieß da früher, als da erst wenige Häuser standen, „Die neue Welt“, jetzt führt es den viel weniger schönen und recht weitläuftigen Namen „Heiligenbrunner Communicationsweg“. Was war aus der neuen Welt geworden im Lauf der Jahre, wie hatte sie sich verändert! Alles war mit Häusern bebaut worden und hatte einen ganz neumodischen Anstrich. Ich kann nicht sagen, wie froh ich war, als ich endlich an ein paar Häuschen kam, die aus alter Zeit noch zurückgeblieben waren. Da standen auch noch in den Gärtchen altmodische Pflanzen: die Nachtviole mit den duftenden violetten Blüthen und die gewürzige Balsamstaude, die in meiner Heimath Marienblatt genannt wird.

Als ich nach Heiligenbrunn hinunter kam, fand ich auch dort alles sehr verändert und viel vornehmer geworden. Heiligenbrunn war früher — ich darf es jetzt wohl verrathen — ein etwas verrufener Ort, in dem allerhand Volk wohnte, dem nicht recht zu trauen war. Es wohnte dort auch eine Hexe, die leider unsern Namen hatte, aber zum Glück nicht mit uns verwandt war. Jetzt aber, wie gesagt, macht Heiligenbrunn einen recht stattlichen Eindruck. Auch dort fand ich nur noch ein paar Häuschen aus der alten Zeit, darunter aber ein sehr hübsches, in dessen Dachrinne eine ganze Flora sich angesiedelt hatte. Auch bestand noch, wenn auch unter

anderer Benennung, das Tanzlokal, das früher „Zum wilden Mann" hieß, und immer noch tönte Tanzmusik daraus hervor. Der alte große Frantzius'sche Garten war noch da in alter Pracht, an der nichts dadurch vermindert war, daß er etwas verwildert zu sein schien. Dort hatte ich oft dem Gesange der Nachtigall gelauscht oder des Sprossers vielmehr, der bei uns im Osten die Nachtigall vertritt. Nun hörte ich diesen zwar nicht, ich bemerkte aber, daß viele andere Vögel in den prachtvollen alten Bäumen ihr Wesen hatten. Auch die alte Linde war noch vorhanden, die sich so weit über den Gartenzaun hinüberlehnt und so sonderbar verästelt ist. Es wird von ihr erzählt, sie sei einmal ausgegraben und mit den Wurzeln nach oben wieder eingepflanzt worden. Das ist wenig glaublich, wenn man sie aber ansieht, muß man auf den Gedanken kommen, es sei dem so.

Von Heiligenbrunn kam ich nach Langfuhr durch die kleine Gasse, wo an der Ecke früher der Bäcker war. Da habe ich manchmal gestanden und die falschen Geldstücke betrachtet, die auf die Tonbank genagelt waren. Manches Franzbrot habe ich da geholt und mitunter auch Kuchen.

Ich warf einen Blick auf mein elterliches Haus in Langfuhr, das unsere Sommerwohnung gewesen war. Wie freute es mich, als ich von der Straße aus den schiefgewachsenen Wipfel des alten Lärchenbaumes im Garten gewahrte. Er war also stehen geblieben, er lebte noch.

Darauf begab ich mich nach dem Langfuhrer Bahnhof und fuhr von dort nach Zoppot. O wie hatte auch Zoppot sich verändert! Beinahe wie eine Großstadt war es anzusehen. Wie einfach war dieser Badeort gewesen, als ich noch ein Kind war. Jetzt standen da hohe Häuser, und Läden waren da, in denen die feinsten Modeartikel und alle Delikatessen der Saison zu haben waren. Ich ging

an den Strand, da lag die See vor mir grau und unbewegt. Am Strande fand ich ein Kurhaus, das einem Palaste aus tausend und einer Nacht glich. Ich trat in den Kurgarten, in dem Concert war. Trotz des ungünstigen Wetters waren doch, da es ein Sonntag war, viele Leute aus der Stadt nach Zoppot gefahren. In einer der Hallen, durch deren Fenster man nach der See blickt, ließ ich mich nieder, lange aber konnte ich es unter den fremden Menschen nicht aushalten. Mir war, als wäre ich im Traum, und das Herz war mir schwer geworden, nicht wegen dessen, was mir bevorstand, sondern durch das Wiedersehen der Heimath. Mir fiel das Lied Walthers von der Vogelweide, eines seiner schönsten Lieder, ein, das mit den Versen anhebt:

„O weh, wohin verschwunden sind alle meine Jahr!
Ist mir mein Leben geträumet oder ist es wahr?“

Obgleich es sich in Regen begeben hatte, machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach Oliva. Auf der stillen Landstraße, wo ich zur Rechten die bewaldeten Hügel hatte, wurde mir wohler zu Muth. In Oliva traf ich ein, als es schon dämmerig geworden war, ich konnte aber doch sehen, daß an dem großen Weiher noch die alten Linden standen und eine noch von den gewaltigen Eschen. Von Oliva fuhr ich mit der Bahn nach Danzig zurück. Ein Stündchen ging ich noch in den Straßen umher, dann steuerte ich dem Rathskeller zu, in dem ich vor Anker ging. Dort saß ich ganz allein bei einem Glase Wein, und mancherlei ging mir durch den Sinn.

Der andere Tag war derjenige, an dem ich mich zu gestellen hatte. Die Morgenstunden brachte ich damit zu, daß ich in der Stadt umherspazierte und an der alten

Pracht, von der, so viel auch zerstört worden, doch so viel noch übrig geblieben ist, meine Augen erfreute. Ich sah mir auch von außen mein Vaterhaus in der Brotbänkengasse an, das leider auch den Beischlag mit den Ruhebänken verloren hat. In das Haus selbst trat ich nicht ein, denn durch die offene Hausthür bemerkte ich schon, was für eine Verwüstung drinnen stattgefunden hatte. In den herrlichen alten Hausflur, der, wie es der Bauart der Danziger Kaufmannshäuser entsprach, zwei Stockwerk hoch war, hatten sie zum Zweck der besseren Verwerthung des Gebäudes eine Etage hineingebaut. So war daraus ein niedriger Raum entstanden, in dem die großen Schränke aus Nußbaumholz mit holländischen Vasen darauf, die ich noch wohl in der Erinnerung hatte, gar nicht mehr hätten stehen können. Betrübt wandte ich mich ab und suchte die alte Pfarrkirche oder Marienkirche auf, die Danzigs größte Kirche und eine der größten Deutschlands ist. Sie steht den Tag über offen und dient als Durchgang. Die Leute aber, die sie dazu benutzen, pflegen drinnen ein wenig zu verweilen. Sie knieen vor dem Altar oder setzen sich für ein paar Minuten in einen der Kirchenstühle. Das thut denen, die vom Geschäft oder von der Arbeit kommen, wohl und bringt sie auf andere Gedanken. Denn auf jeden Eintretenden muß das Innere dieses wunderbaren Bauwerks einen überwältigenden Eindruck machen. Es ist einem zu Muth, als träte man aus dem Lärm des Marktes in den schweigenden Hochwald. Dies Gefühl hatte ich wieder, als ich an den Pfeilern empor nach dem Gewölbe blickte, das mit goldenen Sternen geschmückt ist.

Leise auftretend ging ich in der Kirche umher, da fiel mein Blick auf die großen Bilder der beiden Pastoren Höpfner und Bresler, und wie alte Bekannte schienen sie

gar nicht unfreundlich auf mich herabzusehen. Beider Predigten habe ich oft gelauscht, wenn wir in einer der alten zwischen die Pfeiler eingebauten Kapellen, wo wir unsere Plätze hatten — sie hieß die Marienkapelle — am Sonntag saßen.

In dieser Kirche bin ich eingesegnet worden von dem eben genannten Pastor Höpfner, zusammen mit meiner Zwillingsschwester. Dort vor dem Altar haben wir beide neben einander gekniet. Wie stand sie plötzlich so lebhaft vor mir! Sie war ein zartes Geschöpf von holder Schönheit und großer Anmuth des Wesens, so daß, wer sie ansah, sie auch lieb haben mußte. Nachher hat sie in die Fremde geheirathet und liegt nun lange Jahre schon unter der Erde auf einem Friedhof von Wien.

Als ich aus der Kirche kam, war es schon Zeit, daß ich mich zurecht machte, um nach meinem Bestimmungsort zu fahren.





Heimath.

Lang ist's her, daß ich kein Sehnen,
Heimath, mehr nach dir empfand,
Und nun doch mit heißen Thränen
Netz' ich deinen theuren Strand.

Bin ich doch so hingegangen
Unterm Tagwerk Jahr um Jahr;
Nun du mich zurückempfangen,
Kam ich mit schon grauem Haar.

Vieles hast du mir gegeben,
Das ich mitnahm unbewußt;
Nun erwacht zu neuem Leben,
Was so still schlief in der Brust.

Was erweckt' es, das so lange
In des Herzens Grunde schlief?
Ist's erwacht vom Glockenklange,
Der vom Thurm herunterrief?

Ach, so viel im altvertrauten
Ton zu klingen neu beginnt.
Heimath spricht in süßen Lauten,
Wenn sie wiedersieht ihr Kind.





Ankunft auf der Festung.

Am 20. Juni um zwölf Uhr Mittags bestieg ich das Dampfschiff, das alle volle Stunden vom Johannisthor in Danzig nach Neufahrwasser fährt und in Weichselmünde anlegt. Ich hatte calculirt, daß das Zwölfuhrschiff nicht stark besetzt sein werde, und daran war mir gelegen. Denn ich hatte mir vorhergesagt, ich würde die Empfindung haben, daß alle Leute auf dem Schiff wüßten, wohin ich fuhr. Diese Empfindung, so thöricht sie war, hatte ich wirklich, indessen hinderte sie mich nicht daran, mich an dem, was es unterwegs zu sehen gab, zu erfreuen. Es giebt aber unterwegs genug zu sehen. Eine kurze Zeit zuerst fährt man noch auf der Mottlau, dann geht es mit dieser in die Weichsel hinein. Wo die Mottlau in die Weichsel mündet, steht der Milchpeter, ein altes Wirthshaus, von dem man um meine Kinderzeit noch mit der Treckschuite nach Weichselmünde fuhr.

Der Wirth vom Milchpeter hatte einen Bären in einem Käfig, und an dem Käfig war ein Zettel befestigt, auf dem zu lesen stand: „Man hüte sich dem Bär zu

zerrjen!" Ich bemerke, daß „zerrjen" in der Sprache meiner Heimath so viel heißt wie reizen oder ärgern.

Weiter abwärts kommt die Legan, die ihren Namen davon hat, daß die Schiffe dort anlegen. Das muß man wissen, um das Wort nicht unrichtig auszusprechen.

Die Fahrt geht vorbei an Schiffswerften, von denen die größten sind die Kaiserliche, auf der und vor der stets ein paar Kriegsschiffe liegen, und die Schichau'sche — und an dem Trockendock. Mir kam in die Erinnerung, wie manchem Schiffsablauf ich auf der Klawitter'schen Werft, die dort früher gewesen war, beigewohnt hatte. So etwas war für uns Kinder, die wir dazu mitgenommen wurden, immer ein großes Fest, vornehmlich auch, weil es dabei Wein und Kuchen gab.

Nach einer halben Stunde, nachdem kurz vorher der runde mit einem spitzen Dach gekrönte Festungsthurm in Sicht gekommen war, legten wir bei Weichselmünde an. Plötzlich stand ich mit meinem großen Schloßkorb auf der Landungsbrücke, und das Schiff dampfte weiter auf Neufahrwasser zu. Ich sah mich um nach einem Menschen, dem ich meinen Korb anvertrauen könnte, aber es war keiner zu erspähen. An der Anlegestelle in Weichselmünde befindet sich das Wirthshaus von Peter Gurk. In der offenen Thür des Hauses stand eine wohlbehäbige Frau, die ich für die Wirthin hielt, und schaute aus danach, wer mit dem Schiff gekommen wäre. Die redete ich an und sagte zu ihr: „Frau Gurk, wissen Sie nicht einen, der mir meinen Schloßkorb nach der Festung bringen hilft? Er ist mir zu schwer, ich allein zwing' ihn nicht."

„Nein," erwiderte sie, „ich weiß keinen. Aber lassen Sie den Korb doch ruhig da stehen. Der Wirth auf der Festung läßt ihn holen."

„Kann ich ihn denn da ruhig stehen lassen?“ fragte ich.

„Ja wohl!“ sagte sie fast ein wenig unwillig. „Hier kommt nichts weg.“

Nun, ich folgte ihrem Rath, obwohl mir die Sache doch nicht ganz unbedenklich vorkam. Mein Gott, an dem bischen Wäsche, an den paar Kleidungsstücken war einem ja so viel nicht gelegen; es befand sich aber in dem Korb außer einigen entliehenen Büchern auch noch ein Bündel Manuscripte von fremder Hand, die ich in Ruhe mit Aufmerksamkeit prüfen sollte, und, was die Hauptsache war, eine Blechbüchse voll mit Liebe gebackener ausgezeichneter kleiner Kuchen, deren Verlust mich sehr schmerzlich berührt haben würde. Aber es kam mir nichts weg, Frau Gurk hatte vollkommen Recht gehabt.

Am Ufer spielte ein kleiner Junge, dem machte ich das Anerbieten, mich nach der Festung zu führen; denn diese sah ich zwar in geringer Entfernung vor mir, ich wußte aber nicht, wo der Eingang war. Außerdem wollte ich auf diesem Gange gern Gesellschaft haben. Der kleine Bursch hatte zum Glück gerade nichts Wichtigeres zu thun, als Steinchen in die Weichsel zu werfen, und da es damit nicht so sehr eilte, nahm er gern meinen Vorschlag an, zumal er sich davon, wie ich glaube, einen Lohn versprach, der sich in Zuckerwerk umsetzen ließ, wie der dörfliche Specereienhändler es in Glashäfen zur Schau stellt. Also machten wir uns auf den Weg und unterhielten uns recht gut mit einander. Er sagte mir, wo die Badeanstalt wäre, wie der Festungswirth hieße — er führte den wohlklingenden Namen Zilian — und ich erfuhr auch etwas über den Flunderfang. Der Weg ist nicht lang, bald schon waren wir auf der Zugbrücke, die über den Festungsgraben hinüberführt. So manches Mal noch habe ich

nachher diese Brücke passirt, raschen Schrittes, wenn ich aus der Festung herauskam, und zögernd und langsam, wenn ich zurückkehrte.

Schon standen wir vor dem äußeren Festungsthor, über dessen Bogen die Jahreszahl 1675 steht. Unter dem Steinsims darüber aber bemerkte ich ein Schwalbennest neben dem andern, und ab und zu flogen die Schwalben, wodurch das Ganze ein sehr freundliches Aussehen erhielt. Weniger gefiel es mir in dem Gange, der durch den Wall in schräger Richtung nach der inneren Thoröffnung führt. In diesem Tunnel war es unheimlich dunkel, und unsere Schritte hallten laut wieder. Aus dem Wiederhall hörte ich heraus: Freiheit, leb wohl! Indessen so rasch ging es noch nicht in die Gefangenschaft hinein. Als wir an das innere Thor kamen, fanden wir es verschlossen. Ich pochte an, aber niemand kam.

Da sagte mein kleiner Führer zu mir: „Ballern Se man orntlich an!"

Danach verfuhr ich und ballerte ordentlich mit meinem Eichenstock an. Nach einiger Zeit näherte von drinnen ein Schritt sich, und eine Stimme — es war die des Wachtpostens — fragte: „Na, was is denn das?"

Ich antwortete: „Machen Sie doch auf! Ich will hier 'rein, ich muß ja hier sitzen."

Darauf sagte die Stimme: „Warum klingeln Se denn nich?"

Ich entgegnete: „Ist denn hier 'ne Klingel?"

Darauf die Stimme: „I, wo wird keine Klingel da sein!"

Alsdann entfernte der Posten sich wieder. Ich suchte nach der Klingel, und der kleine Mann that dasselbe. Endlich entdeckten wir den Handgriff, und ich zog ihn

kräftig an. Nicht lange dauerte es, so näherte sich wieder ein Schritt, und wir vernahmen das Rasseln eines Schlüsselbundes. Ich zahlte meinem Führer seinen Lohn aus, und er machte sich augenscheinlich erfreut auf den Heimweg. Mittlerweile wurde das Thor geöffnet, und auf der Bildfläche erschien die Achtung gebietende Gestalt des wachthabenden Unteroffiziers.

„Ich bin's!" sagte ich zu ihm.

Er nickte mit dem Ausdruck der Befriedigung, meine Gestellungsordre aber, die ich ihm hinhielt, einzusehen, lehnte er ab. Darauf trat ich ein, und er schloß hinter mir zu. Als ich den Schlüssel im Schloß knarren hörte, war mir zu Muth wie der Maus etwa, wenn sie in die Falle gegangen ist und es hinter ihr zuklappt. „Du hättest draußen bleiben sollen," dachte ich. Dann aber sagte ich mir, was dann wohl mein Schicksal sein würde. Ich würde gefaßt und vielleicht zwischen zwei reitenden Männern nach der Festung transportirt werden, das aber hätten die Meinen zu Hause nicht gern gehabt.

Ich folgte dem Unteroffizier auf den Festungshof. Als wir in die Nähe des Wachtlokales kamen, und ich merkte, daß er abschwenken wollte, richtete ich an ihn die Frage: „Wo soll ich 'rein?"

Er zeigte nach rechts hin und sagte: „Gehen Sie nur vorläufig zu den Herren da im Garten!"

Richtig, da war an der Festungsmauer ein kleiner Garten mit einem Sommerhäuschen. Davor stand ein Tisch und auf dem Tisch ein Würfelbecher. In der Nähe des Tisches standen vier Herren, die alle nach mir hinsahen. „Deine Schicksalsgenossen!" sagte ich zu mir, schritt auf sie zu und stellte mich vor. Sie hießen mich freundlich willkommen und luden mich zum Sitzen ein. Wir sprachen

über das Wetter, das einmal ausnahmsweise gut war, nach etwa drei Minuten aber fragte mich einer von ihnen: „Spielen Sie Skat?"

Als ich darauf mit „Ja" erwiderte, verklärten sich alle vier Gesichter. Ich fragte die Herren, ob sie schon gegessen hätten. Nein, aber es würde sogleich gespeist, und ich nähme doch wohl theil daran. „Gern," sagte ich; „ich habe einen tüchtigen Appetit mitgebracht." Da kam aus der Kantine, gegenüber dem Gärtchen, wie ein Wiesel eine kleine Person mit strubbeligem Kopf heraus, nahm den Würfelbecher fort und fing an, den Tisch zu decken. Dabei warf sie ab und zu einen Blick auf mich, um zu erkunden, was der Neue für einer wäre. Ich folgte mit Aufmerksamkeit und Vergnügen ihrem Thun. Sieh, es wurde ordentlich ein Tischtuch aufgelegt, das sogar — es war allerdings erst Montag — noch ziemlich sauber war. Es gab auch Servietten und es gab Teller, Messer, Gabeln und Löffel, ganz wie in einem Restaurant. Unterdessen war noch einer hinzugekommen, die Suppe kam, und wir setzten uns zu Tisch. Das Essen bestand in einfacher Hausmannskost, die mir trefflich mundete. Nach Tisch wurde auch im Freien Kaffee getrunken und der Kaffee in einem kleinen Skat ausgespielt. Ich hatte gleich das erste Mal Glück und nahm das an als „Handgeld", wie man bei uns sagt.

Darauf wurde ich benachrichtigt, daß ich mich in das mir bestimmte Gemach verfügen könne und daß mein Korb schon da sei. Mein Gemach war No. 5 im Kranzbau. Es führte dazu vom Festungshof eine sehr enge und steile Steintreppe zwischen feucht glänzenden Mauern hinauf. Oben war rechts und links je ein Zimmer für einen Gefangenen. Das linker Hand war das meine. Es war

ein ziemlich kleines Gemach mit nur einem Fenster, das durch eiserne Stäbe verwahrt war. In dem Raum war eine greuliche Luft. Sogleich sperrte ich das Fenster auf, oben und unten beide Flügel, und so blieb es Tag und Nacht, bis ich das Gemach wieder verließ. Es wäre sonst darin nicht auszuhalten gewesen.

Da saß ich nun nachdenklich auf meinem Schloßkorb, und mir fiel ein, wie ich Ostern 1856, als ich, ein junger Student, nach Göttingen gekommen war, dort in meiner Bude auf dem noch unausgepackten Koffer gesessen hatte und hatte mich etwas vereinsamt gefühlt. Nun, so elegant wie meine Bude in der unteren Maschstraße war dies Gemach auch noch, wenn auch lange nicht so groß. Ja, es war sogar noch eleganter, denn in meinem ersten Studentenquartier waren die Wände nur gestrichen, und zwar hellblau und abfärbend, hier aber waren sie tapeziert. Freilich war die Tapete sehr geflickt und fehlte an einigen Stellen.

Das Mobiliar entsprach ungefähr dem meiner Studentenbude. Es war ein eisernes Bettgestell vorhanden, das beinahe lang genug für mich war, mit Strohsack und Seegrasmatratze, ein Betttischchen, eine Kommode, ein Kleiderschrank, ein Tisch, ein paar Stühle, eine Fußwanne (eine solche fehlte in Göttingen) und ein unaufrichtiger Spiegel, der immer etwas ganz anderes zeigte, als das war, das ihm vorgehalten wurde. Ueber dem Bett hing ein Verzeichniß des Inventars. Von dem Inventar war das Prächtigste aber ein riesiger irdener Wasserkrug, recht so einer, wie er in eine Kerkerzelle hineingehört. Den habe ich manchmal, wenn ich Besuch erwartete, ostentativ auf den Tisch gestellt und eine Brotrinde danebengelegt. Das nahm sich in hohem Grade stilvoll aus.

Da ich bei meinem Einzuge in das Gemach den Krug leer fand, drückte ich auf den Knopf einer elektrischen Klingel, die ich an der Wand bemerkte. Nach einem Weilchen kam ein Soldat und fragte mich, was ich wollte. „Wasser!“ sagte ich und reichte ihm den Krug hin, den er mir auch gutwillig am Brunnen füllte. Dazu war er gar nicht verpflichtet, es war vielmehr reine Gefälligkeit, daß er es that, und das sei dankbar anerkannt. Die elektrische Vorrichtung war nicht zum Zweck der Bedienung der Gefangenen angelegt, vielmehr sollte sie in Fällen äußerster Gefahr, zum Beispiel, wenn es brannte, oder bei einem Erdbeben, oder wenn der Thurm in die Luft ging, benutzt werden, um die Wache zu alarmiren.

Ich war eben mit dem Einkramen meiner Sachen beschäftigt, als mir der Herr Leutnant, der mit der Beaufsichtigung der Gefangenen betraut war, einen Besuch machte, um mich — fast hätte ich gesagt: willkommen zu heißen. Nun, etwas wie Willkommenheißen lag doch darin, als er mir mit freundlichen Worten wünschte, ich möchte mich auf der Festung so wohl befinden, wie es unter obwaltenden Umständen möglich wäre. Wir waren aber beide etwas verlegen. Ein paar Worte noch wechselten wir mit einander, dann empfahl er sich, und ich fuhr fort damit, mich häuslich einzurichten. Die Bücher baute ich auf der Kommode auf. Es war ihrer eine ziemliche Anzahl, und auch Schweinsleder war darunter, denn ich hatte mir vorgenommen, auf der Festung fleißig zu studiren. Ach, wie wenig ist daraus geworden! Indessen brachten die mitgenommenen Bücher mir wenigstens den Nutzen, daß ich Pflanzen in ihnen pressen konnte.

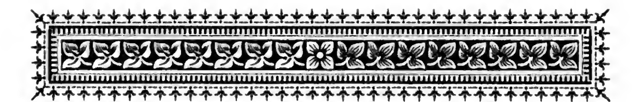
Zur Verzierung der Wände besaß ich anfangs nichts, als die Abbildung des schönen Eibenbaums auf dem

runden Platz im Revier Cisbusch bei Lindenbusch in der Tucheler Heide, wo ich am 24. Mai 1893 dem Tanz zugesehen hatte. Das Bild war ein Geschenk meines Danziger Freundes. Nachher kamen noch andere Bilder dazu.

Als ich mit dem Einrichten fertig war, sah ich mich um und sagte zu mir: „So, jetzt ist es hier gemüthlich!" Ich warf noch einen Blick auf die eisernen Traillen vor dem Fenster. „Das stört nicht," sagte ich, „es wird aber noch viel hübscher aussehen, wenn wir Blumen dazwischen stellen. Blumen werden sich schon finden, es muß doch auf den Wällen jetzt allerhand Hübsches blühen, und davon etwas abzupflücken wird nicht verboten sein, aus dem Grunde schon, weil bis jetzt noch niemand auf den Gedanken gekommen sein wird, es zu thun."

Darauf wurde noch ein kleiner Skat in der Laube gemacht, dann legte ich mich zu Bett und schlief den unverdienten Schlaf des Gerechten.





Johannistag.

Am 23. Juni regnete es, was herunter wollte, und darüber freute ich mich anfangs. Denn ich wäre für mein Leben gern draußen, ein Stündchen von Weichselmünde ab, gewesen, bei dem Regen aber war es draußen doch nichts. Bald jedoch änderte ich meine Ansicht und sagte zu mir: „Ach, die armen Leute in Jäschkenthal auf dem Johannisfest!“ Es wird nämlich am Tage vor St. Johannis auf der Jäschkenthaler Wiese zwischen den beiden Johannisbergen, die davon ihren Namen haben, das Johannisfest gefeiert mit allem, was zu einem Volksfest gehört. Mit Recht ist das Fest auf den Johannisabend gelegt, denn es ist hervorgegangen aus dem Sonnenwendfest, und der ganze Sonnenwendzauber hört auf um zwölf Uhr in der Nacht vom 23. zum 24. Juni. Es müssen daher schon am Johannisabend die Pflanzen gesucht werden, die als Heilmittel bei Krankheiten der Menschen und des Viehes und als Schutzmittel gegen Behexung dienen sollen, und ebenso verhält es sich mit dem Kranz aus neunerlei Kräutern, der den jungen Mädchen als Liebesorakel dient.

Wie oft habe ich als Kind mit meinen Geschwistern an diesem Tage nach dem Wetter gesehen! Ja, am Tage vorher schon fing das an. Wenn die Sonne blutroth unter-

ging, oder es stand im Westen am Abend eine Wolkenschicht, eine sogenannte „Wand", so waren das böse Vorzeichen, und dergleichen gab es noch mehr. Ich höre sagen: „Verlaßt euch drauf, morgen regnet's. Die Hähne krähen ja in einem fort, und Picadon — so hieß ein Hund, der nicht unser war, aber viel bei uns verkehrte — Picadon frißt Gras."

Wenn dann am andern Morgen ein sanfter Landregen herniederrieselte, war die Betrübniß groß. Noch weniger Hoffnung aber auf Aenderung zum Bessern war, wenn es sich erst gegen Mittag in den Regen begab. Oftmals wurde dann nach der Wetterecke im Südwesten ausgesehen. Mit Frohlocken wurde verkündet: „Es klärt sich auf, es ist schon was Blaues zu sehen!" Ach, gewöhnlich folgte bald darauf die traurige Botschaft: „Es bezieht sich schon wieder, es kommt schon wieder ganz dick herauf."

Das Johannisfest wurde — ohne Zweifel ist es noch so — von der Stadt, der Grundherrin in Jäschkenthal, auf ihre Kosten veranstaltet. Die Sorge dafür war einer Commission oder Deputation anvertraut, zu der auch mein Vater gehörte.

Das Fest war aber wirklich großartig, und ich hoffe, daß es noch so ist wie damals. Am Waldrande waren Zelte aufgeschlagen, in denen es zu essen und zu trinken gab, was das Herz verlangte. „Die Herren von der Stadt" aber hatten ein vornehmes Zelt, darin gab es mit Zunge und Schweizerkäse belegte Brötchen und dazu Portwein oder Sherry. Außer den Zelten gab es aber zahlreiche fliegende Restaurationen unter freiem Himmel oder vielmehr unter den Laubdächern der Buchen. Manche arme Frau aus der Stadt trug auf ihrem Rücken eine Kiepe voll Semmeln oder Kringel hinaus, um durch den Handel damit einen kleinen Verdienst herauszuschlagen.

Zu dem Vergnügen, das der Schaulust des Volkes geboten wurde, gehörte Sacklaufen und Stangenklettern, das Stangenklettern aber galt für die Hauptsache. Es wurde ausgeführt an einem hohen Mastbaum, der von oben bis unten mit Seife eingeschmiert war. An diesem Mastbaum hingen, nahe seiner Spitze, die Preise: eine Jacke, eine Mütze, ein buntes Schnupftuch, ein Halstuch, Hosenträger und andere begehrenswerthe Gegenstände mehr. Der höchste Preis aber, der auch am höchsten hing, war eine Uhr. Wir Kinder wollten es gern wissen, ob das eine wirkliche, so zu sagen „lebendige" Uhr war und fragten unsern Vater danach. Ich höre ihn noch sagen: „Gewiß ist es eine richtige, wirkliche Uhr. Es ist ein Werk darin, und sie läßt sich aufziehen. Wie lange sie im Gehen bleibt, wenn sie regelmäßig aufgezogen wird, läßt sich mit Gewißheit nicht feststellen, ich glaube aber, daß es ziemlich lange dauert, wenn beim Aufziehen schonend verfahren wird. Dafür muß uns der Uhrmacher bürgen."

Dem Stangenklettern zuzuschauen war ein großes, aber eigentlich etwas grausames Vergnügen. Wie manchen armen Bengel, der schon die Hand nach dem Halstuch oder den Hosenträgern ausgestreckt hatte, verließen im letzten Augenblick die Kräfte, hilflos sauste er an der eingeseiften Stange herunter und kam wimmernd mit blutigen Beinen unten auf dem Rasen an. Es war noch ein Glück, daß nur die Beine dabei litten und nicht die Hosen, die vorsorglich bei diesem Kampfspiel so hoch wie möglich aufgekrempelt wurden. So ein armer Junge, der an dem Tage Pech hatte, konnte und mußte einem leidthun. Natürlich ging es doch so zu wie überall im Leben, wo es darauf hinausgeht, etwas zu erklettern. Ich bin überzeugt davon, daß es nicht immer die besten Jungen von Langfuhr, Heiligenbrunn, Hoch-Strieß, Leg-Strieß und

Neuschottland gewesen sind, die beim Stangenklettern die Preise gewonnen haben; es kommt bei allen solchen Dingen mit darauf an, daß man Glück hat, und auch einmal Glück zu haben, ohne daß man es verdiente — mein Gott, wer verdient es denn? — ist etwas ganz Hübsches. Wenn ich mir den Gewinner der Uhr vorstelle, wie er auf dem kleinen Rade sitzt, das unter der Spitze des Mastes angebracht ist, jauchzend den Hauptgewinn in der Hand hält und der Menge zeigt, von den unten stehenden Tausenden aber mit Jauchzen und rauschendem Beifall begrüßt wird, so muß ich mir heute noch sagen, ich verdenke es ihm nicht, wenn er in diesem Augenblick nicht geneigt ist, seinen luftigen Sitz mit dem Thron des Großkönigs, wie die Griechen den König von Persien nannten, zu vertauschen.

Schon während der Kampfspiele war auf der großen Wiese Musik gemacht worden. Nachdem die Stangenkletterei beendet war, spielten die Musikanten auf zwei Plätzen im Walde zum Tanz auf. An diesem Tanz betheiligten sich früher auch die wohlsituirten Bürger der Stadt mit Frauen und Töchtern. War es doch einstmals Sitte, daß an den Volksfesten auch die Vornehmsten theilnahmen. 1497 hatte in Augsburg am Johannisfest noch Kaiser Maximilian mit der schönen Susanna Neithardt den Reigen eröffnet. Nun, das liegt weit zurück, und in meiner Kinderzeit schon war der Verfall der Volksfeste, der seitdem sehr zugenommen hat, so weit gediehen, daß die sogenannte gute Gesellschaft es für „zu gewöhnlich" hielt, mit den Leuten aus dem Volke den Reihen mitzuspringen. Aber man sah doch zu und vergnügte sich daran.

Nach Dunkelwerden aber kam das Wunderbarste des Ganzen, das Feuerwerk, das die Stelle des alten Johannisfeuers einnahm. Das war nun über alle Beschreibung schön, und dazu durften wir Kinder auch auf die Festwiese

hingehen, unter gutem Schutz natürlich, denn es war Abends dort schon recht „gemischt", wie wir sagen, und wimmelte von schwankenden Gestalten.

An das alles mußte ich denken am 23. Juni, während der Regen niederfiel, und als es nach Dunkelwerden immer noch weiterregnete, mußte ich sagen: „Jetzt ist das Feuerwerk hin — o welch ein Jammer!" Das Stangenklettern konnte ja ruhig auch bei Regenwetter stattfinden, ja, der Regen brachte für die kletternde Jugend den Vortheil mit sich, daß er die Seife von der Stange herunterspülte; an Feuerwerk aber war bei solchem Regen nicht zu denken. Da blieb einem wieder einmal nichts anderes übrig, als seine Hoffnung auf das nächste Jahr zu übertragen.

Ich mußte auch viel denken an den Platz hinter unserm Garten in Langfuhr. An diesem Platz, von dem man über ein Kornfeld nach dem Johannisberge sah, führte damals der Feldweg von Jäschkenthal nach der Stadt zu vorbei. Den Feldweg wählten, zumal am Tage des Johannisfestes, viele Leute. Dann war es ein großes Vergnügen für uns hinter dem Garten zu sitzen mit unserm Vater, der die Vorübergehenden musterte und die köstlichsten Bemerkungen über sie machte.

Der Platz war gegen den Weg abgegrenzt durch ein Zäunchen, und an dem Zäunchen standen vier Lindenbäume, wie vier Linden, von denen drei noch vorhanden sind, auch vor dem Hause nach der Straße zu standen. Wie oft habe ich von dem Platz hinter dem Garten hinausgeblickt, im heißen Sommer um Mittag, wenn die Luft über den Feldern zitterte! Am Abend aber gaben dann die großen grünen Grashüpfer oder Heupferde, die wir Springhähne nannten, ein Concert, das gut anzuhören war.

Was ist aus unserm schönen Platz hinter dem Garten geworden? Er ist ganz verschwunden, ebenso wie das

Kornfeld. Wo der Roggen einst wogte, steht jetzt ein prächtiges Haus bei dem andern, das ganze Gelände ist in ein Villenviertel umgewandelt worden.

In unserm Garten aber sind die beiden Lärchen erhalten geblieben, die eine gerade gewachsene und die andere mit dem schiefen Wipfel. Leben geblieben ist auch die alte Silberpappel, der alte Ahorn und einer von den weißblühenden Fliedersträuchen. Von den verschiedenen Obstbäumen ist nur einer erhalten und zwar der schlechteste, der nur ungenießbare Kruschken trug. Kruschken heißen die wilden Birnen bei uns nach dem polnischen gruszka, woher es auch kommt, daß wir eine alte Frau „ein altes Kruschchen" nennen.

Der 24. Juni ist der Johannistag, der Tag Johannis des Täufers. Das war mein und meiner Zwillingsschwester Johanna Namenstag, an dem wir zu Hause ein kleines Geschenk zu bekommen pflegten. An diesem Tage waren meine Gedanken in dem Fischerdorf Pröbbernau auf der frischen Nehrung, in dessen kleiner Kirche am 24. Juni 1832 meine Eltern getraut worden sind. Gern wäre ich dorthin gewandert, aber auch mit dem größten Urlaub, dem von fünf Stunden, wenn ich ihn glücklich erhalten hätte, wäre das nicht möglich gewesen, denn es sind von Weichselmünde bis Pröbbernau gut 35 Kilometer, und die Wege auf der Nehrung sind stellenweise sehr sandig.





Feenbesuch.

Einsam saß ich in Gedanken,
Da auf einmal sprang die Thür auf,
Und wer, denkt ihr, trat ins Zimmer?
Allerliebst war anzusehn sie,
Die mit holdem Lächeln eintrat,
Und dies Lächeln war bekannt mir.
Auf dem Haupt ein Maßliebkränzlein
Trug sie, in der einen Hand hielt
Eine Blume sie an langem
Stiel; goldfarbig war die Blume
Und der Ringelblume ähnlich.
„Kommst du," sagt' ich, „mich besuchen,
Hast du richtig hergefunden?
Das ist gut, und freundlich bist du."
„Sollt' ich denn nicht zu dir kommen,"
Sagte sie, „nach dir mich umsehn,
Da ich dich gefangen wußte?
Wo ein Vogel hinzukommen
Weiß, dahin find' ich den Weg auch,
Hier auch hab' ich freien Zutritt.
Wenn ich mit der goldnen Blume
Nur ganz leicht ein Thor berühre,
Thut es auf sich schon von selber.

An dem Posten geh' vorbei ich
Ungesehn, und meinen Schritt auch
Hört er nicht, so leise geh' ich.
Nun vernimm, weshalb ich komme!
Mancherlei dir zu erzählen
Von der lieben Heimath weiß ich,
Das dich freun wird und die Zeit dir
Kürzen, bis du wieder frei bist.
Heute nur erschienen bin ich,
Um zu sagen dir, daß hier auch
Ich dir will Gesellschaft leisten.
Wenn ich kommen soll, so ruf mich!"
Also sprach sie und auf einmal
War verschwunden sie, am Boden
Aber lag ein kleines Maßlieb.





Umschau und Ausschau.

Es ist ein eigenes Gefühl, plötzlich in fremde Gewalt gegeben zu sein. Auf der Zugbrücke und dann, als ich meine Zelle betrat, überkam mich etwas, das nicht gerade ein Schauder war, aber doch daran erinnerte. Zugleich war es mir, als nähme die Helligkeit der Luft um ein ganz Geringes ab, als wäre die Lampe ein ganz klein wenig heruntergeschraubt, und das blieb so während der ganzen Zeit meiner Haft. Ich glaube, daß ich eine Pflanze bin, die im Freien stehen muß, um nicht zu leiden. Das ist bei den meisten bei uns wild wachsenden Pflanzen der Fall.

Am Morgen aber nach meiner ersten im Gefängniß verbrachten Nacht machte es mir große Freude, daß ich Vogelstimmen vernahm. Besseres konnte man sich ja gar nicht wünschen. Wenn man das in Berlin haben könnte, man würde ja gern während der Vogelsingezeit jeden Tag zu der hohen Miethe noch eine Mark hinzuzahlen, vorausgesetzt, daß man sie hätte oder sich zu borgen wüßte. Und hier hatte ich das und brauchte gar keine Miethe zu zahlen. „Mensch, sei nicht undankbar!" sagte ich wiederholt zu mir, während ich mich umzog.

Die Vogelstimmen kamen von den Bäumen im Festungsgärtchen und waren verschiedener Art. Es gehörten auch solche von Staaren dazu, und mit denen hatte es eine besondere Bewandtniß. Die Staare verkehrten sonst auf der Viehweide beim Dorf Weichselmünde und in der Nähe der Weide, wo es auch hohe Bäume gab, auf denen sie Abends, wie es ihr Brauch ist, die Tagesfragen besprechen konnten. Der Festungsdiener Friedrich aber, ein mehrfach geriebener, gesiebter und gewürfelter Gesell, das Factotum der Häftlinge, natürlich auch Vogelfänger, hatte ein paar junge Staare gegriffen, und um so wenig Mühe und Kosten wie möglich mit ihrer Aufzucht zu haben, nutzte er listig die Liebe der Vogeltern zu ihren Kindern aus. Er sperrte die Jungen in ein Bauer und hängte es — wie eine Katze kletterte er — oben in einen der Birnbäume des Festungsgärtchens hinein. Er hatte richtig gerechnet: sofort waren die Alten da, um ihre Brut zu füttern. Das thaten sie von da ab jeden Tag, fingen schon vor vier Uhr Morgens damit an und hörten nicht auf damit bis zum Abend. Das habe ich manchmal in früher Morgenstunde beobachtet mit nicht ganz ungemischtem Vergnügen; denn am liebsten wäre ich dem Friedrich nach in den Baum gestiegen und hätte die kleinen Staare freigelassen.

Mein erstes Frühstück am ersten Morgen nahm ich unten im Gärtchen ein und hielt es auch weiter so. Mir war es gar nicht in den Sinn gekommen, daß dies verboten sein könnte, und auch andern muß es wohl nicht eingefallen sein, wenigstens längere Zeit hindurch nicht, denn erst acht Tage, bevor ich von der Festung fortging, wurde es mir dienstlich untersagt, meinen Morgenkaffee draußen einzunehmen.

Der Kaffee mundete mir vortrefflich, und dazu gab

es ordentlich Schmand, das ist, was in Berlin Sahne, in Mecklenburg Rohm und in Oesterreich Obers genannt wird. Im Gärtchen aber war es köstlich still. Keiner der andern Gefangenen schien schon wach zu sein. Das Gärtchen selbst, das ich mir nach dem Frühstück genau ansah, war klein, aber nett. Ueber die Mauer, an die es sich anlehnte, fiel wirres Gesträuch, meist aus Teufelszwirn oder Bocksdorn (Lycium barbarum) bestehend, herunter, ein guter Versteck für Vögel. Es standen da ein paar Birnbäume, ein Pflaumenbaum und ein Nußbaum. Es waren Beete da mit allerhand hübschen Gewächsen, mit ausländischen sogar, wie Oleander und Lorbeer. Einige Rosenbüsche gab es auch, die standen noch in Knospen, und ich rechnete aus, daß die ersten Gartenrosen dort vor vierzehn Tagen nicht zu erwarten wären. Das traf auch zu, doch gab es anderwärts an der Küste, nicht weit davon, früher schon gefüllte Rosen. Das weiß ich deshalb, weil ich sie zu sehen bekam, ohne daß ich zu ihnen hinzugehen brauchte. Innerhalb der Festung aber war am 21. Juni der blaue Flieder noch nicht ganz abgeblüht. „Das ist gut," sagte ich zu mir, „so komme ich noch einmal in eine Zeit des Frühlings hinein, die ich schon als hinter mir liegend ansehen mußte. Das heißt, den Tod um vierzehn Tage betrügen."

Außer den Rosen aber gab es noch manche andere Blumen. An dem Zäunchen nach dem Hof zu standen ein paar Stauden des Lilium Martagon, das bei uns Türkenbund oder Goldwurz (goldfarbig ist die Zwiebel und die Blume einem Turban ähnlich) genannt wird. Davon hatte ein Exemplar 39 Blüthenknospen, von denen leider die meisten, ehe sie sich erschließen konnten, von den Festungskindern heruntergeschlagen wurden.

Der Cantinenwirth Zilian pflegte das Festungsgärtchen

mit großer Sorgfalt und versah es mit manchem Zierrath. Dazu gehörte ein Wassergefäß oder Bassin, das mit einem kleinen Springbrunnen versehen war. In dem Bassin tummelten sich außer Goldfischchen noch ein paar kleine Zierwelse, die im Besonderen über nichts zu klagen hatten, aber als Gefangene doch nicht vollkommen glücklich waren. Auf einem Mauervorsprung lag eine Hohlkugel mit einem runden Loch. In dieser eisernen Kugel, die auch dem Gärtchen zur Zierde dienen sollte, hatte ein Meisenpaar gebrütet. Als ich dorthin kam, waren die Jungen schon ausgeflogen, aber die Familie verkehrte noch in der Festung.

In dem Gärtchen war auf der rechten Seite eine „Laube“ — so wurde dort gesagt — eigentlich ein Sommerhäuschen mit verschließbarer Thür. Die Thür wurde zugeschlossen, wenn der Regen von vorn kam, dann regnete es nur noch durch das etwas schadhafte Dach ein, und das schadete weder der Suppe, noch dem Bier, noch den Menschen. Ein bescheidenes offenes Bretterhäuschen war auf der linken Seite gegenüber diesem schon etwas vornehmen, aber nicht ganz wasserdichten Pavillon.

In dem Festungsgärtchen unter der Mauer bemerkte ich, Lilium Martagon etwa ausgenommen, nichts von Pflanzen, die für die Landschaft charakteristisch waren. Es war aber vor einem auch am Wall gelegenen Gebäude, das früher als Kaserne gedient hat, ein kleiner, ganz verwahrloster und von Unkraut überwucherter Garten. In dem fand ich zu meiner Freude die Balsamstaude (Tanacetum Balsamita), das „Marienblatt“ oder „Morgenblatt“, wie schiefe Volksetymologie es getauft hat. Dieses Kraut hält auch unter sehr ungünstigen Verhältnissen aus, wo es einmal gepflanzt ist, Jahrhunderte hindurch.

Auf dem Festungshofe stehen verschiedene Bäume,

Ahorne, Linden, Kastanien und auch ein Akazienbaum. Alte Lindenbäume in ziemlich großer Zahl stehen auf den Wällen der Festung. Es sind ausschließlich Winterlinden, und als ich dorthin kam, waren ihre Blüthenknospen noch klein. Für uns dort ist der Lindenmonat Juli wie in Polen, wo er nach „lipa“, der Linde, „lipiec“ genannt ist.

Nachdem ich mich unten umgesehen hatte, stieg ich auf den Wall hinauf und gewann einen Blick über das Ganze der Festung. Es ist eine sehr kleine Veste von viereckiger Gestalt, wobei die vier Ecken von vier Bastionen gebildet werden. Dieser Gestalt verdankt die Festung ihren Namen „Fort Quarré“. Dies ist der officielle Name, bei Militärschriftstellern finde ich, was vielleicht richtiger ist, „Fort quarrée“, ich bleibe aber bei der Bezeichnung, die auf den Urlaubszetteln der Festungsstubengefangenen in Gebrauch ist. Ebenso bleibe ich dabei „die Bastion“ zu sagen und nicht „das Bastion“, wie bei Militärschriftstellern zu finden ist, denn im Civil hat man sich nun einmal an „die Bastion“ gewöhnt.

Von den vier Bastionen habe ich zunächst nur die Bastion I bestiegen, denn die andern drei Bastionen zu betreten war verboten, weil die Grasnutzung auf ihnen verpachtet war. Daß ich mich an dieses Verbot nicht gekehrt habe, werde ich später sagen und, weshalb ich es nicht gethan habe, zu begründen versuchen. Zunächst sage ich nur, daß diese Bastion I zu ersteigen des kurzen und wenig anstrengenden Weges in hohem Grade werth ist, denn von oben hat man einen freien Blick über die See bis nach der Halbinsel Hela hin. Bei klarem Wetter sieht man deutlich den Leuchtthurm und die Kirche von Hela. Bei der Kirche fällt noch ein hoher Gegenstand auf. Daß es ein Baum ist, erkannte ich sogleich mit bloßen Augen, aber man wollte es mir nicht glauben; auf Entfernung von

$4^1/_2$ Meilen — so weit ist in fast gerader Linie Hela von Weichselmünde entfernt — hieß es, kann man einen Baum nicht erkennen. Aber ich bin nachher dort gewesen und habe gesehen, daß es eine große Pappel, der höchste Baum vielleicht auf der ganzen Halbinsel ist.

Weiter sieht man von dieser Bastion I aus ein gutes Stück der Küste mit den bewaldeten Hügeln, von denen die große Bucht eingerahmt wird. Danzig sieht man von diesem Standpunkt aus nicht, man gewinnt aber von einem Punkt der Umwallung Weichselmündes aus, den ich oft aufgesucht habe, einen Blick auf den Thurm der alten Marienkirche.

Mit der einen Seite liegt das Fort Quarré an der Weichsel, in die die Wallmauern senkrecht hinuntergehen. Auf dem Strom ist immer viel Leben, Kauffahrteischiffe gehen aus und ein, dazu kommen die zahlreichen Dampfer, die den Verkehr Danzigs mit Weichselmünde, Neufahrwasser, Westerplatte, Zoppot und Hela vermitteln. Es giebt immer etwas zu sehen. Ich sprach von dem Strom, in der That aber ist es kein Strom mehr, an dem Weichselmünde liegt, sondern ein Binnenwasser. Mit der See verbunden ist dieses durch einen am Ende des vorigen Jahrhunderts unter Benutzung eines alten westlichen Mündungsarmes gebauten Canal, des „neuen Fahrwassers“, wovon der Hafenort Neufahrwasser seinen Namen hat. Die alte Mündung der Weichsel, nach der Weichselmünde genannt ist, wurde zugeschüttet, nachdem am 1. Februar 1840 die Weichsel beim Eisgang die hohen Dünen bei Neufähr, eine Meile östlich von Weichselmünde, durchbrochen und sich eine neue Mündung ins Meer gebahnt hatte. Das war ein großes und furchtbares Ereigniß und es wurde so viel darüber geredet, daß in meiner Jugendzeit noch für etwas, das bis zum Ueberdruß besprochen wurde, die

Redensart in Gebrauch war: „Das wird durchbruchartig." Diese Redensart kennt jetzt das jüngere Geschlecht der Danziger nicht mehr.

Von der alten Weichselmündung ist unweit des Strandes ein kleiner Binnensee zurückgeblieben, in dem eine Schwimmanstalt für die Garnison von Neufahrwasser angelegt ist.

Auch der Durchbruch von Neufähr bildet jetzt nicht mehr die Mündung der Weichsel. Seit dem 31. März 1895 ergießt sie sich noch etwa acht Kilometer östlich von Neufähr in die See, nachdem ihr in jahrelanger Arbeit durch Menschenhand ein Bett gegraben worden ist, in dem sie von der Stelle ab, wo sie früher nach Westen umbog, in fast gerader Richtung in die See geht. Sie mündet jetzt bei Nickelswalde, wo in dem Mühlengehöft 1806 die Königin Louise auf ihrer Reise nach Memel übernachtet hat, in die Ostsee. Der alte Weichselarm ist an der vorher bezeichneten Stelle abgesperrt und zugeschüttet, in der Zuschüttung aber eine doppelte Schleuse angelegt, durch welche die von den preußischen Orten an der Weichsel, sowie aus Polen und Galizien kommenden Fahrzeuge und Holztraften nach Danzig gelangen. So ist die alte Weichsel, obwohl sie ein Schifffahrtsweg geblieben ist, doch zu einem todten Wasser geworden und heißt seitdem auch „die todte Weichsel". Ihr Wasser ist salzhaltig und war es nach 1840 schon bis zum Durchbruch bei Neufähr, seit 1895 ist es auch noch salzhaltig geworden bis Einlage, wo die doppelte Schleuse ist und das neue Weichselbett anfängt. Das ist von mehr Bedeutung als es scheint, denn mit der Ansalzung der Wasser verschwinden die Süßwasserfische, was die am Ufer wohnenden Fischer mit Schrecken bemerken. Die Weichsel bei Weichselmünde also ist ein unten und oben abgebundenes

oder zugeschüttetes Wasser, das hindert sie aber nicht daran, sich wie ein majestätischer Strom auszunehmen.

Wendet man, auf der Bastion I stehend, seine Blicke von der See ab und der Festung zu, so hat man auch ein überraschend hübsches Bild vor sich. Diese kleine Citadelle sieht viel mehr wie eine alte Burg aus als wie ein modernes Fort. Schade, daß der Thurm vor einigen Jahren eine neue Spitze erhalten hat! So sehr viel schöner war seine alte Bekrönung. Aber der Kranzbau, der um den Thurm herumliegt, ohne mit ihm unmittelbar verbunden zu sein, dieses alte Bauwerk mit den aneinander geschlossenen Giebelhäuschen, in deren einem meine Zelle war, ist doch zum Glück in alter Gestalt erhalten geblieben. Ja, eine alte Burg in der That ist Weichselmünde und kein modernes Fort. Von militärischem Standpunkt betrachtet hat es keinen fortificatorischen Werth mehr, deshalb durfte ich auch meinen photographischen Apparat, den ich der Vorsicht halber in Danzig gelassen hatte, von dort holen, um auf der Festung Aufnahmen zu machen. Uebrigens ist für die Sicherung der Küste gesorgt durch eine Reihe von Schanzen, die mit schweren Geschützen armirt sind. Von diesen Schanzen liegt die eine, welche die Möwenschanze genannt ist, unmittelbar vor der Festung Weichselmünde.

Als ich mich von der Bastion I aus umgeschaut hatte, sagte ich zu mir: „In diesem kleinen Fort Quarré ist verzweifelt wenig Raum zu freier Bewegung. Wenn aber die Füße zu kurz kommen, so haben dafür die Augen um so mehr. Wo ein solches Stück Himmel und ein solches Stück Wasser zu sehen ist, kann so leicht niemand verderben."





Das Festungspersonal.

Die kleine Festung Weichselmünde hat keine Garnison, sondern nur eine Wache, die von dem in Neufahrwasser stehenden dritten Bataillon des Grenadier-Regiments König Friedrich I. gestellt wird. Die Wache besteht aus einem Unteroffizier als Wachthabenden und sieben Mann. Von diesen dient einer als Calfactor, die andern sechs werden zum Postenstehen verwendet, und zwar versieht ein Posten in der Festung den Dienst, der andere draußen. Die Wache wird alle vierundzwanzig Stunden (von Mittag zu Mittag) abgelöst, die Posten selbst alle zwei Stunden. Der Dienst ist anscheinend nicht sehr schwer und läßt auch am Tage ein wenig Zeit zum Schlafen übrig.

Das nicht beneidenswerthe Amt, die Gefangenen zu beaufsichtigen, ist einem Leutnant als dem „Vorstande" anvertraut. Für diesen ist im Kranzbau eine Wohnung vorhanden, die auch dann ausreicht, wenn er verheirathet sein sollte. Sie war, als ich ankam, unbewohnt; der beaufsichtigende Leutnant wohnte nicht auf der Festung, sondern in Neufahrwasser, von wo er von Zeit zu Zeit sich übersetzen ließ, um nachzusehen, ob auch im Fort Quarré alles in Ordnung sei, und um als Hausherr die

neuen Gäste zu begrüßen. In seiner Abwesenheit hatte der wachthabende Unteroffizier dafür zu sorgen, daß nichts Unpassendes vorfiel und nichts von der Festung wegkam. Es war auch die Rede davon, daß einmal mitten in der Nacht ein Ronde-Offizier kommen könne, um sich davon zu überzeugen, ob auch alles zu Bett wäre. Davor sind wir, so lange ich dort einquartiert war, zum Glück bewahrt geblieben. Zum Glück, sage ich und füge, um nicht mißverstanden zu werden, hinzu, daß es für niemand ein Vergnügen sein kann, aus dem tiefsten Schlaf herausgerissen zu werden, zumal dann nicht, wenn man grade etwas Angenehmes träumt, zum Beispiel daß man auf eine seltene Pflanze stößt oder sehr viel reife Brombeeren findet oder in einer alten abgelegten Brieftasche einen Hundertmarkschein entdeckt. Darüber freut man sich natürlich im Traum über die Maßen, da auf einmal wird man aufgeweckt, eine Laterne wird einem vors Gesicht gehalten und eine rauhe Stimme fragt: „Sind Sie da?" Selbstverständlich ist man da, und die Sache endet glücklich; das aber muß mir doch jeder billig Denkende zugeben, daß es einem kein Vergnügen machen kann, auf solche Weise im fröhlichen Träumen unterbrochen zu werden. Der griechische Philosoph und Gelehrte Aristoteles nennt als das Beste auf der Welt „Eltern, Gold und Schlaf", für den Gefangenen aber ist der Schlaf noch viel mehr werth als für den Freien.

Ich sah mir die Wohnung, die für den Leutnant bestimmt ist und „Commandantenwohnung" genannt wird, an, als sie noch leerstand. Sie ist recht geräumig, und hat in ihrer inneren baulichen Einrichtung etwas beinahe Vornehmes im Stil der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, übrigens aber erscheint sie lange nicht so angenehm wie die Zellen der Gefangenen. Sie bekommt

keine Sonne, und große Stockflecke bemerkte ich an den Wänden, von denen stellenweise die Tapeten herunter-gefault waren.

Diese Wohnung wurde plötzlich gereinigt, neu beklebt und sonst restaurirt und verschönert, und gegen Mitte August hielt dort ein neuer Leutnant seinen Einzug. Mit ihm begann ein strenges Regiment.

Zum militärischen Personal der Festung gehörte ein Feldwebel, der im Festungsbureau Schreiberdienste versah, ein jovialer rundlicher Mann mit dem schönen Namen Wohlgemuth. Den Namen führte er mit Recht, denn er war immer wohlgemuth und stets liebenswürdig. Er wohnte nicht auf der Citadelle, sondern in Neufahrwasser, und wenn ich am Morgen auf Bastion I stand und sah ihn von fern schon, wie er mit der Fähre herüberkam, hatte ich den Eindruck, als ginge der Mond auf. Er nahm für uns die Urlaubsgesuche an, und durch ihn erhielten wir die Urlaubszettel. Die Gefangenen nannten ihn „Wohlthat", und dieser Name wird für ihn ein ehrendes Denkmal bleiben.

Es war noch ein anderer Feldwebel da, namens Schild, der damals nichts anderes zu thun hatte, als auf eine Anstellung zu warten, seiner lieben Frau Wasser zu tragen, nach den Hühnern zu sehen und sonst in der Wirthschaft mitzuhelfen. Als ich schon fort war, kam er in das Bureau an Stelle des Feldwebels Wohlgemuth, der an einen andern Platz versetzt wurde. Wie ich mich bei ihm ohne jedes Verschulden von meiner Seite mißliebig gemacht habe, werde ich nachher in dem Kapitel „Die Festungsfrauen" erzählen. Auf der Festung zu thun hatten ab und zu ein Depotfeldwebel und ein Wallmeister, die beide außerhalb der Festung in Weichselmünde wohnten. Dergleichen Beamte sind nöthig, weil die Festung, wenn

auch nicht unmittelbar, so mittelbar doch zu Vertheidigungszwecken dient. In den unterirdischen Räumen der Festung befindet sich ein großartiges Lager von Munition. Die ganze Festung ist unterkellert, und in diesen Kellern, in denen sehr gut und viel besser Wein liegen könnte, lagert ein ungeheuerer Vorrath riesiger Geschosse, Shrapnells, Bomben und Granaten, die, wie gesagt wurde, zum Theil geladen sind. Etwas Licht empfangen diese Räume durch enge gemauerte Schächte, die durch die Wälle hindurch nach oben gehen, und eine schmalspurige Eisenbahn führt aus ihnen zu den Schanzen am Seestrande, so daß die Geschosse auf kleinen Wagen leicht dorthin und von dort wieder zurückgeschafft werden können.

In diesen unterirdischen Räumen war ich ein paar Mal. Alles trieft dort von Wasser, worunter die Geschosse nicht weiter leiden, als daß die auf ihnen aufgeklebten Etiketten von Zeit zu Zeit erneuert werden müssen. Diese reichhaltige Sammlung von Zerstörungsmaterial kam mir etwas unheimlich vor. „Wenn," sagte ich mir, „der Blitz hier einschlägt, geht der Thurm sammt dem Kranzbau in die Luft, was sich aus einiger Entfernung, zum Beispiel von Zinglershöhe bei Langfuhr aus gesehen, großartig ausnehmen, den Mitfliegenden aber doch nur ein sehr rasch vorübergehendes Vergnügen bereiten wird." Und der Blitz schlug ein. Am 23. Juni saß ich in meiner Zelle am Fenster und schrieb, während ein schweres Gewitter niederging. Plötzlich erfolgte ein einfacher fürchterlicher Knall und zugleich ging anscheinend dicht vor meinen Augen ein dicker Feuerstrahl herunter. „So, jetzt bist du todt!" dachte ich bei mir, sogleich darauf aber erkannte ich das Einfältige dieses Gedankens, besann mich darauf, daß ich noch lebte und war, offen gesagt, nicht unzufrieden damit. Im Augenblick darnach ereignete sich etwas Lustiges. Louise, unsere Bedienerin, eine der drei Grazien, von denen bald

die Rede sein wird, hatte in der Küche ein Nachmittagsschläfchen gehalten. Durch den entsetzlichen Knall war sie aufgeweckt worden, wußte aber nicht, was es gewesen war, und kam auf den Hof gelaufen mit dem Ruf: „Hat einer der Herren vielleicht geklingelt?"

Nachher sprach ich mit dem Feldwebel Wohlgemuth über den Blitzschlag, und er beruhigte mich vollständig.

„Der Blitz," sagte er, „wird am meisten von dem Wasser angezogen, und Wasser giebt es hier genug. Ehe er in den Thurm oder sonst in eine Baulichkeit der Festung fährt, besinnt er sich zehn Mal, mag er es noch so eilig haben."

Wohlgemuth wird recht gehabt haben, ohne Zweifel ist der Blitz in den Festungsgraben niedergegangen, denn so genau ich auch zusah, habe ich doch weder an einem Baum, noch sonst an einem Gegenstande Spuren des Blitzschlags entdecken können.

Ich kehre zurück zu dem Festungspersonal, zu dem von militärischer Seite noch die Feldwebelswittwe Steinmann gehörte, der dort aus Gnade eine Wohnung gewährt war.

Es folgt nun die ständige Civilbevölkerung der Festung. An ihrer Spitze stand damals der Cantinenwirth Zilian mit Gemahlin. Die Cantine liegt in den unteren Räumlichkeiten des Kranzbaues und enthält außer dem Schenkzimmer eine gute Stube, deren Wände mit den Photographien verschiedener Sträflinge, auch derjenigen einer Dame, die dort gesessen hat, geziert sind. An einer Wand hängt eine Tafel mit dem Spruch: „Grüß' Gott, tritt ein, bring Glück herein!" Ich kann nicht sagen, wie sehr es mich verdrießt, diesen Spruch so häufig in allerhand Wohnungen zu finden. Ich halte es für eine ungehörige Zumuthung an einen Gast, Glück hereinzubringen. Wenn er nun kein Glück bei sich hat, soll er dann draußen bleiben?

Mutter Zilian sorgte für die Beköstigung der ganzen

Insassenschaft der Festung, und das muß man sagen, daß sie beim Kochen sich alle Mühe gab. Mir hat denn auch ihr Essen ganz wohl gemundet, die ersten Wochen wenigstens. Mit dem einschränkenden Zusatz soll der guten Frau kein Vorwurf gemacht werden; daß mir nachher das Essen nicht mehr schmeckte, lag allein an mir. Jedem, der sich daran gewöhnt hat, am eigenen Herd zu essen, wird die Wirthshauskost früher oder später zuwider. Daraus aber muß ich doch Frau Zilian einen kleinen Vorwurf machen, daß sie keine eigentlichen Danziger Gerichte brachte. Mit Sicherheit hatte ich auf sauer und süßes Klietermus, Hafergrütze mit gelben Rüben, Pflaumenkeilchen, Aal mit Birnen und Keilchen, Pastinak mit Schöpsenfleisch, Butterfisch, sauer und süße graue Erbsen mit Speck und große Bohnen mit Speck gerechnet, und nichts von alledem gab es.

Unter diesen Umständen war ich vollständig berechtigt, mitunter zu fragen: „Wozu bin ich denn überhaupt nach Weichselmünde gekommen?“ Frau Zilian gebrauchte mir gegenüber die Entschuldigung, sie wüßte doch so recht nicht, ob die andern Herren so etwas auch möchten, eigentlich aber glaube ich, hielt sie diese köstlichen Gerichte für so vornehme Herren, als die wir angesehen wurden, für zu schlecht und gemein. Welch ein beklagenswerther Irrthum! Große Bohnen, die anderwärts den häßlichen Namen Saubohnen führen, sind, meine ich, ein Essen, das auch ein Lucull an seinem Geburtstag verzehren kann. Nach diesem Gericht rief ich andauernd so laut, daß es zuletzt in Berlin gehört wurde, und ein guter Freund mir von dort ein Säckchen voll großer Bohnen schickte, die Frau Zilian für mich zuzubereiten so gefällig war.

Besonders aber wurmte es mich auch, daß es zu Mittag so selten Fisch gab. Ich bin ein Fischfreund, wie der Kormoran von sich sagte, und würde es sehr gut aushalten können im

Dorf Hela und an den anderen Orten der Halbinsel, Danziger Heisterneſt, Putziger Heisterneſt, Kußfeld und Ceynowa, wo es so gut wie nichts als Fische zu essen giebt. Auf dem Danziger Fischmarkt waren doch immer Fische zu haben und gewöhnlich auch Steinbutten. Diese kleinen Ostsee-steinbutten sind so sehr viel wohlschmeckender als die großen Ungeheuer der Nordsee, die unter demselben Namen im Handel gehen und gewöhnlich erst, wenn sie etwas schon an sich haben, was der Binnenländer „Seegeruch", der Küstenbewohner aber ganz anders nennt, auf die Tafel des hauptstädtischen Nabobs kommen. Wie oft habe ich um diese Steinbutten gebeten. Eines Tages endlich hieß es: „Heute giebt's welche!" und wer war froher als ich! Aber was kam auf den Tisch? Flunder, die zwar auch nicht zu verachten, aber doch kein Edelfisch ist.

Kinder gab es auf der Festung im Ganzen neun, nämlich bei Zilians vier: Martha, Erna, Alice und Kurt, bei Schilds zwei: Lisbeth und Editha, bei der Wittwe Steinmann drei: Wilhelm, Otto und Fritz. Diese Kinder, die innerhalb der Wälle frisch emporblühten, brachten in das Ganze etwas von Fröhlichkeit, das ich nicht gern gemißt hätte; aber manchmal hatte ich doch den Wunsch, sie hätten eine andere Gesellschaft um sich als die Festungs-gefangenen Ich habe ihre Namen genannt, weil die Wahl der Mädchennamen etwas Bezeichnendes hat und von Interesse ist für die Beurtheilung bestimmter Kreise.

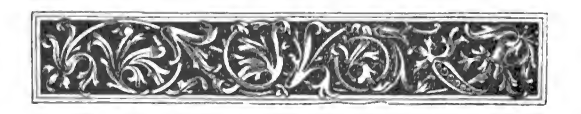
Im Solde des Cantinenwirths stand der schon erwähnte mehrfach geriebene, gesiebte und gewürfelte Friedrich. Ferner gehörten dazu drei weibliche Dienstboten, die ich die drei Grazien genannt habe, mit Namen Louise, Olga und Thusnelda. Die zuletzt genannte hieß eigentlich Frau Kuretzke. Da dieser Name aber zu schwer zu behalten war, wurde sie Thusnelda genannt. Frau Thusnelda stand schon in höheren Semestern, die beiden Mädchen

waren jünger. Von ihnen bediente Louise, die ich schon zwei Mal erwähnt habe, bei den Mahlzeiten, Olga und Thusnelda besorgten das Reinmachen der Zimmer. Louise war flink wie ein Wiesel und immer lustig. Ich höre noch ihr „Gleich, gleich!“ und „Ich komm' ja schon!“ wenn aus fünf oder sechs Fenstern und außerdem zugleich noch aus der Laube nach ihr gerufen wurde.

Mich hielt sie zuerst für sehr gesetzt, kam aber bald von dieser Ansicht zurück, und als sie eines Tages bei Mittag in echter westpreußischer Klangfärbung zu mir sagte: „Herr Trojan, Sie sind ja ganz verdreht!“ fühlte ich mich mehr geschmeichelt, als wenn ein berufener Recensent meine Gedichte in den Himmel erhoben hätte. Sie hatte natürlichen Verstand und machte einmal eine Bemerkung, die ich nicht vergessen konnte. Sie sagte von sich und ihren beiden Colleginnen: „Wir sind so, wie wir sind, und bessere, als wir sind, wären hier ja auch gar nicht zu brauchen.“ Darin lag eine furchtbare Kritik.

Die drei Grazien bekamen es heraus, was für Geburtstage von Gefangenen reif wurden, und kränzten ihnen an diesen Tagen ihre Zellen mit Blumen aus. Diese Ueberraschung wurde mir auch zu theil, was mich sehr erfreute und mich zugleich, da es um die Zeit schon Georginen gab, für die ganze übrige Zeit meiner Haft reichlich mit Ohrkäfern versorgte.

Es ist mir in den Tod zuwider, solche armen Geschöpfe wie diese drei von oben herab mit Verachtung behandelt zu sehen, und wie oft geschieht das! Wer weiß, wer weiß, ob sie im Himmel einmal die schlechtesten Plätze haben, ob sie nicht von den kleinen Engeln, die auf goldenen Schüsselchen Dominikszwieback, Raderkuchen und Marzipan herumtragen, eher bedient werden als manch einer, der in seinem Hochmuth so gering von ihnen gedacht hat!



Episteln an einen Freund.

Erste Epistel.

Beklag' mich nicht! Eh'r könnt' ich Dich beklagen
Als einen, der nicht viel Vergnügen hat,
Weil er in diesen schönen Sommertagen
Gebannt ist an die unruhvolle Stadt.
Denk' nicht zu schlecht von meinem Sommersitze!
Ich wollte wohl, er wäre Dir bekannt,
Der alte Thurm mit freilich neuer Spitze —
So stattlich blickt er über See und Land!
Von Schwalben ohne Zahl wird er umflogen,
Und ihre Nester seh' ich überall,
Wo Schutz gewährt ein Dachfirst oder Bogen,
Ein Steingesimse Mauer trennt von Wall.
Sieh nur, auch Schwalben wohnen auf der Veste,
Frei allerdings, als holde Sommergäste.

Denk' nicht, daß hier in dunklem Raum ich lebe,
Ist meine Wohnung auch nur ziemlich klein,
Die Sonne blickt auch zwischen Eisenstäbe,
Auch in ein niedriges Gemach hinein.

Ich weiß gar wohl Beschäft'gung mir zu machen,
Das Müßigsein, Du weißt's, ist nicht mein Brauch —
Dabei vernehm' ich muntrer Kinder Lachen,
Wenn ich das höre, lachen muß ich auch.
Auch ist noch nicht verstummt der Vöglein Reigen,
Der freudevoll begrüßt den jungen Tag;
Es ruft und lockt noch von des Ahorns Zweigen,
Aus Lindengrün tönt noch des Finken Schlag.
Wo am Gemäuer dichte Sträucher hängen,
Da fühlt der Meisen kleines Volk sich wohl.
Und ihren Stimmen mit willkommnen Klängen
Gesellen sich Goldammer und Pirol.
Den Sperling hör' ich, der sich naht verstohlen,
Um sich sein Theil von meinem Brot zu holen.

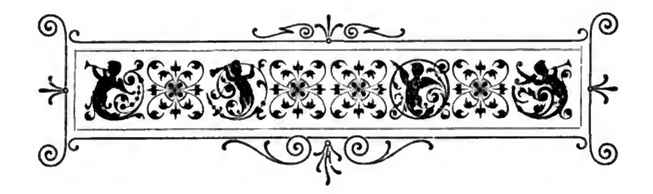
Ob's hier auch blüht? War das ein Blüthenleben,
Eh' auf den Wällen war das Gras gemäht!
Dort werden wen'ge wieder sich erheben,
Doch andre blühn auf wohlgepflegtem Beet.
Wie viel von unserm Gärtchen wird geboten,
Was lustig aussieht, froh die Augen macht!
Die weißen Rosen streiten mit den rothen,
Wer schöner sei; der Lilie stolze Pracht
Erhebt sich auf dem schlankgebauten Stiele,
Und andrer Blumen giebt es, o wie viele!

Ich steig' empor, wie oft zu thun wir pflegen,
Zu der Bastion, da liegt vor mir das Meer,
Sein Athem weht erfrischend mir entgegen,
Mit frohen Blicken schau' ich um mich her.
Den breiten Strom seh' ich die Schiffe tragen,
Wie ich's in Zeiten sah, die längst dahin;
Ich seh', wie sich des Meeres Wellen jagen
Mit Schaum gekrönt. Wohl mir, daß hier ich bin!

Es schweift mein Blick, da wird ums Herz mir eigen,
Hinüber zu den waldbekränzten Höhn,
Wo ich vertraut bin mit den schmalen Steigen
Von alter Zeit. O Heimath, bist du schön!

Du lächelst, Freund? Du denkst vielleicht, ich werde
Sentimental. Das ist nicht meine Art!
So lang' ich bin noch auf der kleinen Erde,
Fühl' ich vor solcher Stimmung mich bewahrt.
Darin, das glaub' mir, bleib ich ohne Wandel,
Verhaßt ist mir ein trauriger Gesell. —
Louise kommt. Louise, ein Machandel
Wär' mir erwünscht, ein großer. Aber schnell.





Machandel.

Von verschiedenen Seiten ist bei mir angefragt worden, was Machandel wäre. Ich dachte mir, das müßte jeder wissen, weil doch jeder das plattdeutsche Märchen „von dem Machandelboom“ gelesen haben muß. Es steht unter den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm und ist eines der schönsten des schönen Buches. Den Kindern gefällt es, als das Kunstwerk aber, das es ist, kann es erst von Erwachsenen erkannt werden. Nun mag mancher auch wohl das Märchen kennen und doch nicht wissen, was ein Machandelboom ist.

Machandel ist der gemeinniederdeutsche Name für Wachholder, so heißt er im ganzen Niederdeutschland, ostwärts bis Danzig. Wahrscheinlich sind Machandel und Wachholder nur zwei verschiedene Formen desselben Wortes. Im östlichen Pommern schon tritt noch eine andere Benennung auf, die sich durch Preußen bis tief in die russischen Ostseeprovinzen hinzieht: Kaddig. Dieses Wort gehört der altpreußischen und littauischen Sprache an.

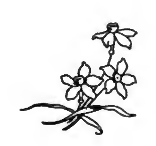
Der Wachholder oder Machandel ist gemeinlich ein Strauch, er kann aber auch zu einem ansehnlichen Baum emporwachsen. Das geschieht besonders da, wo er im Schutz anderer Bäume aufwächst, da bildet er ein hohes Unterholz wie ebenso der Eibenbaum, mit dem er nahe verwandt ist. Solche großen Wachholder giebt es zum Beispiel im Moorwald der Lüneburger Heide bei Winsen an der Aller, im Blumenthal bei Berlin und anderwärts. Der stärkste Wachholder, den man kennt, steht, wenn er nicht schon umgehauen ist, bei Sakrau nördlich von Graudenz. Seine Höhe beträgt nach Conwentz, der ihn gemessen hat, zehn Meter und sein Umfang mehr als ein Meter. Uebrigens wird im Deutschen auch ein Strauch schon Baum genannt und braucht deshalb nicht besonders hoch zu sein. So heißt die Fuchsie in meiner Heimath Ohrbommelbaum, und Peperboom (Pfefferbaum) wird in Mecklenburg der Seidelbast genannt.

Der Machandel oder Wachholder ist zu vielen Dingen nütze. Mit den Zweigspitzchen wird am Sonntag festlich der Fußboden bestreut. Wachholder hilft gegen allerhand Zauber, ist ein gutes Räuchermittel und liefert in seinen Beeren ein treffliches Küchengewürz, mit dem die Drosseln oder Krammetsvögel (so genannt nach Krammet oder Kranewit, dem süddeutschen Namen für Wachholder), indem sie diese Beeren gern essen, sich selber würzen. Es wird aber aus den Beeren auch ein sehr geschätzter Branntwein bereitet, und dieser Branntwein heißt ebenfalls in Danzig und auch anderwärts noch Machandel. Er wird unversüßt getrunken oder mit Zucker versüßt. Bekommt man ein Stückchen Zucker dazu, so wird vielfach ein Stäbchen oder ein Löffel aus Wachholderholz zum Verrühren des Zuckers beigegeben. Das heißt „Machandel

mit 'm Knüppel", und in diesem Fall handelt es sich natürlich um einen „großen" Machandel.

Nach Danzig kommt der Machandel zum größten Theil aus Tiegenhof im Marienburger Werder, das die eigentliche Machandelstadt ist. Dort haben die fleißigen und nüchternen Mennoniten eine große Anzahl Machandelbrennereien gegründet, mögen ihrer auch nicht ganz so viele sein wie in Schiedam Geneverbrennereien, deren Zahl 270 betragen soll. Genever aber (französisch genèvre und englisch gin) ist dasselbe wie Machandel. Diesen Benennungen zu Grunde liegt juniperus, der lateinische Name für den Wachholder.

Der Machandel ist ja kein Edelschnaps wie das Goldwasser oder der Kurfürstliche Magenbitter, ein Machandelchen aber ist darum doch nicht zu verachten.





Anschluß an die Familie.

Als wir zu Hause wußten, wo hinaus es mit mir ging, wurden die Vorbereitungen für die Sommerfrische getroffen. Die Kinder wurden vertheilt an gute Freunde und Bekannte auf dem Lande bis auf die Jüngste, mit der meine Frau beschloß mir nachzureisen und mir so nahe wie möglich sich festzusetzen. Das gelang überraschend gut. Durch eine liebe Verwandte in Danzig wurde eine Wohnung vermittelt und gemiethet in einem Häuschen, das noch innerhalb des äußern Festungsgürtels von Weichselmünde stand. Es war eine nette Wohnung von zwei Zimmern, und bei dem Hause war ein Gärtchen. Zu dem Anwesen gehörten zwei Ziegen, eine alte und eine junge, die auf einem benachbarten Grasplatz weideten, und eine Entenfamilie. So nah war das Häuschen der Festung, daß ich über den Festungsgraben hinüber mit den Meinen sprechen konnte, wenn der Wind nicht zu heftig wehte.

Am ersten Juli früh trafen sie, nachdem sie die Nacht durch gefahren waren, in Weichselmünde ein, von der Bastion II tauschte ich die ersten Grüße mit ihnen aus.

Darauf sagte ich zu ihnen: „Jetzt geht über die Zugbrücke nach dem Thor zu, soweit ihr kommen könnt. Ich bin sofort da.“ Ich lief hinunter und stellte mich neben den Posten am Thor hin. „Na, was der wohl will,“ dachte der Posten gewiß bei sich. Nach einem Weilchen sagte ich zu ihm: „Mann, jetzt begiebt sich etwas. Passen Sie auf!“ Darauf lief ich an ihm vorbei durch das Thor auf die Brücke, von der andern Seite kam meine Frau angelaufen und mitten auf der Brücke liefen wir einander in die Arme. Als ich bald darauf an der inneren Thoröffnung mit meiner Frau und unserm Töchterchen zum Vorschein kam, hatte der biedere Krieger, der wohl anfangs etwas verdutzt gewesen war, alles begriffen und schmunzelte über das ganze Gesicht. Das war an der Stelle. den ich den Blick in die Freiheit nannte. Man sah nämlich von dort durch den schrägen dunkeln Gang hindurch nach der äußern Thoröffnung, die von sonnenbeglänztem Laube ausgefüllt erschien. Dort stand ich manches Mal, um an diesem Anblick mich zu erfreuen, und als ich einmal wieder da stand, sagte ich zu dem Posten: „Ich weiß, Mann, daß Ihr Gewehr nicht geladen ist. Wenn ich jetzt weglaufe, was machen Sie dann?“

Da antwortete der wackere Landsmann: „Na, was werd' ich denn machen? Gar nichts mach' ich.“

Diese treffliche Antwort beschämte mich etwas. Ich gab jeden Gedanken an Flucht auf, indem ich mir sagte, daß ein solches Unternehmen, auch wenn ich dabei nicht erschossen würde, doch in keinem Fall günstig für mich enden könnte.

An dem Tage, an dem ich Anschluß an die Familie fand, wurde ich aus dem Kranzbau in die sogenannte Kaserne umquartiert, die an den Wall angebaut ist. Im Erdgeschoß

enthält sie Wirthschaftsräume, in dem Geschoß darüber eine Anzahl von Zimmern, die in neuerer Zeit zur Aufnahme von Gefangenen eingerichtet sind. Man gelangt dazu auf keiner Treppe, sondern auf einem zum Wall ansteigenden Wege und kommt von hinten hinein. Aus den Zimmern kommt man über einen schmalen Flur hinüber auf den Wall. Die sogenannte „Kaserne" hat schon mehr etwas Hotelartiges und beinahe Elegantes. Den Fenstern fehlen zum Beispiel die eisernen Traillen, die meinetwegen auch dort hätten sein können. Aber die Frauen sehen dergleichen nicht gern.

Es war mir sehr lieb, daß meine Frau die Leitung meines Umzuges übernehmen konnte. Das ist ja in einer kleinen Festung keine so schwierige Sache wie in der großen Stadt, immerhin aber erfordert es doch viel Ueberlegung und praktischen Sinn. Die Frauen wissen doch gleich, wohin alles zu thun ist, und haben eine von uns Männern nie zu erlangende Kenntniß von dem, was überhaupt an Eigenthum vorhanden ist. Es gab aber nicht nur mancherlei aufzustellen und einzukramen, sondern auch einiges wegzuräumen. So wurden in einer Schublade drei Kiebitzeier gefunden, die nicht mehr gut waren. Zu Ehren des Kiebitzes nahmen wir an, daß er sie nicht selbst da hineingelegt hatte.

Es war ein nettes Zimmer mit dem Blick ins Grüne, in das ich hineinkam, nur daß es nicht so gutes Licht zum Schreiben hatte wie meine Zelle im Kranzbau. In diesem neuen Quartier, das ich am 1. Juli bezog, hat meine Frau dann oft bei mir auf dem Fensterbrett gesessen und hat mich treu gepflegt, als ich zuletzt krank lag.

Es verstand sich von selbst, daß die Meinen täglich in den Besuchsstunden zu mir kamen, außerdem aber wurde

noch ein regelmäßiger Verkehr par distance eingerichtet. Jeden Morgen um acht Uhr kam ich auf die Bastion II, um guten Morgen zu sagen und ebenso erschien ich dort zum Gutenachtsagen um halb neun Uhr. Dies guten Morgen und gute Nacht sagen erfuhr später noch eine kleine Modification. Ein guter Freund in Berlin, der Meister auf der Mundharmonika ist und mich und andere oft durch seine Vorträge darauf entzückt hat, schickte mir ein solches Instrument, in der richtigen Voraussetzung, daß es das war, was mir fehlte. Von da ab blies ich, wenn ich auf die Bastion trat, ein Signal, worauf die Meinen aus dem Hause herauskamen. Dadurch wurde das Rufen überflüssig, und das Ganze bekam etwas Militärisches, wie es sich für die Festung schickt. Nach einiger Zeit kam zu dem Abendgruß noch etwas Besonderes hinzu. Nachdem ich gute Nacht gesagt hatte, führte ich auf der Spitze der Bastion einen Tanz auf, wozu ich ein von mir erfundenes lustiges Stückchen blies. Unten aber auf der andern Seite tanzte mein Töchterchen mit. Von unten gesehen muß mein Tanz sich etwas gefährlich ausgenommen haben, denn der Wall ist hoch, hat kein Geländer und fällt senkrecht in das Wasser ab.

Diese harmlose Aufführung ging so lange vor sich, bis ich eines Abends dabei abgefaßt und durch einen bewaffneten Mann vom Wall heruntergeholt wurde. Dadurch verlor das Festungsleben für mich den letzten Reiz.





Rosen im Fenster.

In dem Fenster, dem gardinenlosen,
Zwischen Eisenstäben stehen Rosen.

Rosen sind es von den schönsten Arten,
Schönre blühn nicht in des Königs Garten.

Weiß und rothe Rosen und die feinen
Blassen, die leicht zu erröthen scheinen.

Ins Gefängniß haben milde Hände
Sie gebracht als eine holde Spende.

Und hineingekommen ist mit ihnen
Goldnes Licht, das draußen sie beschienen.

Nun im Fenster stehn sie, in die Zelle
Fällt durch sie hinein festliche Helle.

Sagt mir, kann es etwas Schönres geben
Als die Rosen zwischen Eisenstäben?





Die Urlaubsverhältnisse.

Vor meiner Ankunft waren im Fort Quarré Ungehörigkeiten vorgekommen, die zu einer Verschärfung der Gefängnißordnung geführt hatten. So blieb das Thor den Tag über verschlossen, wie ich es auch noch gefunden hatte, und die Gefangenen wurden Abends um neun Uhr eingeriegelt. Diese beiden strengen Maßregeln wurden an dem Tage, an dem ich eintraf, durch telegraphische Ordre von Danzig aus aufgehoben. Das Thor wurde seitdem erst um acht Uhr Abends abgeschlossen.

Auch mit der Urlaubsertheilung war in der Zeit vorher sehr sparsam umgegangen worden, und auch damit besserte es sich jetzt. Wir hatten bei der Commandantur in Danzig um Badeurlaub petitionirt, und sanguinische Leute erzählten schon, es werde ein dreistündiger Urlaub zu diesem Zweck allen Gefangenen drei Mal in der Woche bewilligt werden. Aber so fett fiedelte Lux nicht, wie man in Mecklenburg sagt, es kam nur ein zweistündiger Urlaub zwei Mal in der Woche heraus und zwar mit der Bestimmung, daß jedes Mal nur zwei Gefangene zugleich zum Baden gehen durften. So ist es auch in Erziehungsanstalten der Jesuiten Brauch: es dürfen immer zwei Zöglinge zusammen ausgehen.

Für uns brachte diese Einrichtung den Nachtheil mit sich, daß der Badeurlaub mitunter auf eine Zeit fiel, in

der die Aerzte das kalte Bad nicht für räthlich halten, nämlich auf die Zeit unmittelbar nach dem Essen. Wenn dann einer von den guten Ostpreußen, die dort saßen, tüchtig gespeist habend und leicht bezecht zum Baden ging, sagte wohl der eine von uns zum andern: „Wer weiß, ob er wiederkommt. Daß er lebend zurückkehrt, ist nicht sehr wahrscheinlich. Ihn muß ja der Schlag rühren, wenn er so in das kalte Wasser springt.“ Aber sieh, nachher war er wieder da, gesund und munter und angenehm abgekühlt. Die Ostpreußen haben eben, wie ich auch aus andern Erscheinungen schloß, ein zähes Leben. Jedoch wir Westpreußen haben es auch. Mir that es sehr leid, daß wir nicht öfters Badeurlaub bekamen, denn das Gefühl des vollkommenen Wohlseins habe ich in der ganzen Zeit nur dann gehabt, wenn ich im Seewasser mich befand, und während der beiden darauf folgenden Stunden. Uebrigens hatte ich insofern Glück, daß ich bis auf ein einziges Mal meinen Bedeurlaub für die Abendstunden von 5—7 bewilligt erhielt. Das war die Zeit, in der ich auch an der mecklenburgischen Küste zu baden gewohnt war.

Das war der Badeurlaub. Der andere, der große Urlaub, betrug bis zu fünf Stunden, darüber gab es nicht. Um diesen Urlaub mußte schriflich auf einem Quartblatt drei Tage vorher bei Einer Königlichen Commandantur in Danzig nachgesucht werden. Dabei war anzugeben, wohin man wollte, und es sollte für das Urlaubsbegehren ein durchaus triftiger und zwingender Grund angegeben werden, zum Beispiel: „Mir einen Zahn ziehen lassen“, oder „Ein Pferd kaufen“, oder „Mich verloben“. Zum großen Glück wurde es damit nicht so sehr genau genommen.

Ehe man fortging, mußte man sich auf der Wache abmelden und alsdann dem Posten am Thor seinen Urlaubszettel vorzeigen. Der Posten betrachtete ihn stets sehr aufmerksam, ob er aber allemal im Stande war Ge-

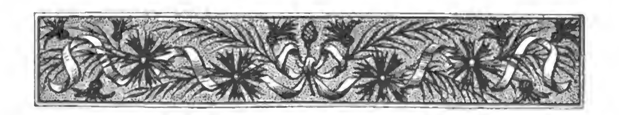
schriebenes zu lesen, will ich unausgemacht sein lassen. Wenn man zurückkehrte, mußte man wieder auf der Wache sich melden und seinen Urlaubsschein abgeben. Diesen großen Urlaub habe ich sieben oder acht Mal erhalten und ihn gewöhnlich zu einer Fahrt nach Danzig benutzt. Von dort machte ich dann einen kleinen Ausflug in die reizende Umgebung meiner Vaterstadt. Dabei habe ich vieles gesehen, was mir Freude machte, aber jedes Mal war doch das Vergnügen in den letzten beiden Stunden schon hin. Der Gedanke: dann und dann mußt du zurück sein, verleidete mir die Lust an dem kurzen Genuß der Freiheit. Rechtzeitig aber zurück sein mußte man auf jeden Fall.

Nach der Festungsuhr am Thurm konnte man sich bei dem Urlaub nicht richten, denn sie ging so ziemlich nach Gutdünken, und im Hochsommer, als es ihr wohl zum Gehen zu heiß geworden war, stand sie ganz still. Meine eigene Uhr hatte es sich auf der Festung, was sie früher nie gethan hatte, angewöhnt, etwa zehn Minuten vorzugehen. Deshalb kann es sein, daß ich einige Male etwas zu früh fortgegangen bin. Darum bin ich doch niemals zu früh zurückgekehrt,. aber auch niemals zu spät. Ein paar Mal stand die Sache auf des Messers Schneide, und da bin ich von ganzem Herzen meinem Berliner Wandergesellen dankbar gewesen und habe ihm, ohne daß er es erfuhr, Abbitte geleistet und Vorwürfe, die ich ihm gemacht hatte, zurückgenommen. Er weiß nämlich immer unsere Touren so einzurichten, daß wir mit knapper Noth noch zum letzten Zuge kommen und die letzten 3—7 Kilometer in der eiligsten Gangart zurücklegen müssen. Dadurch hat er mich auf das Herrlichste für Weichselmünde trainirt. Einmal mußte ich die Strecke vom Poggenpfuhl in Danzig bis zum Johannisthor und einmal die um sehr viel längere von Heubude bis Weichselmünde, die noch dazu überaus

sandige Stellen hat, im Laufschritt zurücklegen, und beide Male kam ich vor Thoresschluß im Fort Quarré an.

Außer dem Badeurlaub und dem großen Urlaub gab es noch den Kirchenurlaub, der am Sonntag ertheilt wurde, uns Evangelischen zum Besuch des Gottesdienstes im Dorf Weichselmünde, den Katholiken zum Besuch der katholischen Kirche in Neufahrwasser. Ein Mal war ich mit den Meinen in der Weichselmünder Kirche, und außer uns erschienen noch drei Personen, die der Gemeinde angehörten. Der Herr Pfarrer blieb aus, er ließ sich vertreten durch den Herrrn Schulmeister, der uns in die Sacristei hineinbat und uns eine Predigt vorlas, die übrigens recht gut war. An einem der nächsten Sonntage aber fuhren wir doch mit dem Kirchenurlaub nach Danzig, um dem Gottesdienst in der Marienkirche beizuwohnen. Wir trafen es ganz eigen. Der Geistliche hielt eine Predigt gegen die Vergnügungssucht der Danziger, die er mit sehr scharfen Ausdrücken geißelte. Es waren aber in dem gewaltigen Raum der Kirche etwa fünfzig Personen, darunter nur wenig Männer, die übrigen waren Weiblein, von durchweg überaus bescheidenem Aussehen. Diejenigen, welche die Strafpredigt anging, waren nicht da, sie lagen wahrscheinlich sämmtlich noch in den Federn. Ich hatte das Gefühl, die Anwesenden dächten bei sich: „Mein Gottchen, sind wir denn so? Das brauchen wir uns doch eigentlich nicht anzunehmen.“ Als wir aus der Kirche traten, sagte ich zu meiner Frau: „Wir sind ja gern einmal vergnügt, und das halte ich für keine Sünde. Eigentlich vergnügungssüchtig sind wir aber doch nicht, und deshalb glaube ich, daß wir uns nicht durch die Worte des Pfarrers getroffen fühlen dürfen.“

„Nein,“ sagte sie, nachdem sie mich angesehen hatte, „und außerdem bist du ja auch nur Danziger — ich bin Mecklenburgerin.“



Die Festungsflora.

Am Tage nach meiner Ankunft in Weichselmünde fing ich an die Flora der Festung aufzunehmen. Das war eine angenehme Beschäftigung, der nur das Hinderniß im Wege lag, daß die Bastionen II—IV nicht betreten werden durften. Da half nichts: ich mußte zu vergessen suchen, daß mir das Verbot bekannt war.

So ist der Botaniker und so muß er sein, wenn die botanische Erforschung der Erdoberfläche nicht lückenhaft bleiben soll. Gefahren kennt er nicht. Ueber das gräßliche Moor hüpft er von Bülte zu Bülte, wo er jeden Augenblick in einem schwarzen Pfuhl verschwinden kann. Er klettert über morsche Wildgatter, wobei er durchbrechen und sich zugleich die Beine zerbrechen kann. Er schlüpft zwischen Stacheldraht hindurch, unbekümmert darum, daß Kleidung und Haut in Fetzen an den scharfen Zacken hängen bleiben. Kreuzottern lassen ihn kalt, wegen eines dürftigen Unkräutleins wagt er sich in den Bereich des leicht gereizten Stiers und des bissigen Hundes und scheut sogar nicht die Begegnung mit dem wilden Schwein, das ihm drohend die gewetzten Hauer zeigt.

Nun, so groß war die Gefahr für mich nicht in diesem Fall, ich riskirte aber doch abgefaßt und alsdann bestraft zu werden. Dazu schien es auch kommen zu sollen, denn

nach wenigen Tagen schon bemerkte ich, auf der Bastion IV umherspazierend und herborisirend, daß ich vom Wachtposten beobachtet wurde. Der hat dann auch, wie ich nachher vernahm, bei der Commandantur eine Anzeige gemacht, die gelautet haben soll: „Die Festungsstubengefangenen gehen immer auf den andern Bastionen herum und zertrampeln das ganze Gras.“ Die Commandantur scheint aber den etwa angerichteten Schaden nicht so hoch taxirt zu haben, denn auf die Anzeige ist nichts erfolgt.

Die Flora der Festung ist arm an Arten, was sich wohl dadurch erklärt, daß ihr Gebiet aus nichts weiter als einer Grasfläche besteht, die bald nach Mitsommer in fast ihrer ganzen Ausdehnung abgemäht wird. Ich stellte nicht ganz hundert Arten fest, wobei ich noch die Unkräuter des Festungsgärtchens mitzählte. Manche Pflanzen, die jenseits des Festungsgrabens auf ähnlichem Terrain häufig sind, wie die Grasnelke, der wilde Reseda und andere, fehlen auf den Wällen der Festung selbst. Unter den ungefähr hundert Arten, die ich feststellte, befinden sich 13 Compositen, 8 Gräser, 6 Schmetterlingsblüthler, 6 Cruciferen und 4 Doldengewächse. Unter den Cruciferen sind zwei, die wahrscheinlich beide eingewandert sind. Sicher steht dies fest bei Loesels Raute (Sisymbrium Loeselii), die benannt ist nach Johann Loeselius, der im siebzehnten Jahrhundert zu Königsberg Professor der Medizin war und die erste preußische Flora herausgab. Diese Pflanze muß durch irgend einen Zufall nach Danzig gekommen sein, nirgendwo sonst in der ganzen Provinz kommt sie vor. In Danzig aber wächst sie auf Thürmen und Mauern und ist auch häufig in der nächsten Umgebung Danzigs. Auch die andere Pflanze, die schmalblättrige Senfrauke (Diplotaxis tenuifolia) ist wahrscheinlich eingewandert. Sie trägt goldgelbe Blüthen, die besonders auffallen durch ihren angenehmen Duft.

Ich war noch nicht ganz fertig mit der Aufnahme der Festungsflora, da erschien der Sensenmann, der ja so oft — wie es wenigstens der Menschen Meinung ist — viel zu früh kommt. Oder es waren vielmehr mehrere Sensenmänner, in Drillich gekleidet. Nachdem sie sich vorher ausgeruht hatten, gingen sie an die Arbeit und in nicht langer Zeit hatten sie die ganze blühende Herrlichkeit von den Wällen heruntergeputzt. Jetzt durfte man Bastion II—IV ruhig betreten, aber es war nichts mehr da.

Nachher kam noch mehr wieder zum Vorschein, als ich gedacht hatte. Loesels Raute und die schmalblättrige Senfrauke trieben nach dem Schnitt lebhaft aus und blühten bald üppiger als vorher. Nach nicht langer Zeit blühte auch der Klee wieder, weißer und rother und dazu eine weißblüthige Spielart des rothen Wiesenklees. Ja, eine solche kommt vor, wie es denn ja auch eine weiße Varietät des französischen Rothweins giebt. Dann kamen in großer Fülle wundervolle rothe Disteln (Carduus acanthoides), schön aussehend und duftend, was — wie wenig bekannt ist — die meisten Disteln sind. Mit ihnen kamen verschiedene noch aus ihrer Familie.

Von den Mähern verschont geblieben waren die blauen Glockenblumen, weil sie, an der scharfen Kante des Walles angesiedelt und hinunterhängend nicht wohl mit der Sense zu fassen waren. Ihr Anblick erfreute mich manchmal, wenn ich auf der Rückkehr vom Urlaub die Veste von außen zu sehen bekam.

Nach dem Schnitt kam erst recht der wilde Pastinak, eine gelbblüthige Doldenpflanze, zum Blühen, und davon gab es auf den Wällen eine Unmasse. Diese Pflanze interessirt mich besonders deshalb, weil sie in meiner Heimath viel cultivirt wird, und ihre Wurzel im cultivirten Zustande ein überaus wohlschmeckendes Gemüse abgiebt.

Es kann sein, daß sie außer im Osten unseres Vaterlandes hie und da noch als Gemüsepflanze gezogen wird, im Wesentlichen wird sie sonst nur noch als Viehfutter angebaut werden. Wild wachsend ist sie häufig zu finden, zumal in der Nähe von Ortschaften, so kommt sie massenhaft vor auf den Bauterrains im Westen Berlins. Schwer läßt sich entscheiden, ob eine solche Pflanze ursprünglich einheimisch oder erst durch die Cultur bei uns einheimisch gemacht worden ist. Beim Pastinak halte ich das Letztere für wahrscheinlicher, weil er eine Pflanze ist, die von den alten Römern schon angebaut wurde. Daß sie ihre Liebhaber hat seit älterer Zeit, geht daraus hervor, daß sie zum Familiennamen geworden ist. Aus dem Berliner Wohnungsanzeiger führe ich die Namen an: Pastenaci, Pasternack (drei Mal), Pasternacki, Pasternak und Pastinack. Pasternak ist die polnische Form. Also deutsch, polnisch und italienisch existirt diese Wurzel als Familienname. Es giebt ein Masurisches Kinderliedchen, mitgetheilt von A. Treichel in seinem „Volksthümlichen aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreußen", in dem der Pastinak vorkommt. Es lautet:

„Tańcowala ryba z rakiem,
A pietruszka z pasternakiem,
Cebula się dziwowala,
Jak pietruszka tańcowala."

Auf Deutsch heißt das: „Es tanzte der Fisch mit dem Krebse, die Petersilie mit dem Pastinak; die Zwiebel sah zu, wie die Petersilie tanzte". Ist das nicht hübsch und lustig?

Mit dem Pastinak verhält es sich ähnlich wie mit Ibsen. Es giebt nur Leute, die für ihn schwärmen und Leute, die ihn nicht ausstehen können. Ich für mein Theil schwärme für ihn, das heißt für den Pastinak. Leider

kommt er in Berlin nicht auf den Markt, ich erhalte aber alljährlich ein gutes Gericht davon von einer mitleidigen Gutsbesitzersfrau in Ostpreußen, und außerdem wird seit zwei Jahren in Berlin W. im Garten eines gelehrten Mannes von liebenswürdiger Hand für mich Pastinak angesät. Daß so etwas in unserer ideallosen Zeit noch möglich ist, wird manchem unglaublich erscheinen, aber es ist so.

Nun war ich in die Heimath des Pastinaks gekommen, bekam aber keinen. Da riß mir endlich die Geduld. Ich grub auf dem Wall eine große wilde Pastinakstaude aus, trug sie in die Küche zu Frau Zilian und fragte sie: „Was ist das?"

Sie sah sich das Gewächs an und sagte: „Was wird das sein? Das ist Pastinak."

„Ja," sagte ich, „aber wilder. Was ich haben will, ist der zahme, der jeden Tag in Danzig auf dem Markt zu bekommen ist."

Da versprach sie mir, ich sollte welchen bekommen und hielt auch das Versprechen.

Die zweite Blüthe der Wiesen dauerte im vorigen Jahr ungewöhnlich lange. Am 20. November kam ich auf der Rückreise von Königsberg, wo ich ein paar Vorträge gehalten hatte, noch einmal nach meiner Vaterstadt Danzig. Am andern Tage machte ich von dort einen Abstecher nach Weichselmünde, um die Gefangenen zu besuchen und mit ihnen zu Mittag zu essen. Da blühten auf den Wällen immer noch Sisymbrium Loeselii und Diplotaxis tenuifolia. Aus ihnen und einigen andern Blumen konnte ich noch ein Sträußlein binden und nach Hause mitnehmen.



Dorf und Seebad Weichselmünde.

Nach der Münd, wie mit Fortlassung der Weichsel und des letzten Buchstabens zu sagen beliebt war, kam man in meiner Jugendzeit nicht leicht mehr. Als man noch vom Milchpeter mit der Treckschuite, deren Abfahrt ein reizendes Bildchen von Chodowiecki darstellt, durch den Schuitenkanal dorthin fuhr, war es ein sehr beliebter Badeort; als solcher ist es nach Einführung der Dampfschifffahrt durch Westerplatte in den Schatten gestellt worden. Ich erinnere mich nur botanisirend in die Nähe der Festung gekommen zu sein, die mir nach meinem sechzigsten Jahr noch ihr Thor erschließen sollte.

Das Dorf Weichselmünde ist ein Fischerdorf von 1700 Einwohnern und besteht aus kleinen Häusern mit sehr niedlichen Gärtchen. Große Hotels und Vergnügungsanstalten fehlen gänzlich. Die Badegäste, die in Weichselmünde wohnen, sind anspruchslose Leute.

Nachdem das Dorf Weichselmünde mit der Kirche 1734 von den Russen und das wiederaufgebaute Dorf mit der neuen Kirche 1807 von den Franzosen niedergebrannt war, ist die jetzige Kirche 1823 erbaut worden. Sie steht innerhalb des äußeren Festungsgürtels, der „Enveloppe“, und ist ein sehr einfaches, man kann sagen, ärmliches

Bauwerk ohne Thurm. Im Innern hat sie außer einigen Bildern keinen andern Schmuck als eine Anzahl an den Wänden aufgehängter Grabkränze mit seidenen Widmungsschleifen. Daß in den Dörfern solche Kränze, deren man ja auch auf dem Lande nicht viele stiftet, in der Kirche aufgehängt werden und so erhalten bleiben, ist hübsch. Es berührt einen nicht angenehm, wenn man in einer Ecke eines großen Berliner Kirchhofes einen gewaltigen Müllhaufen sieht, der ganz aus kostbaren Kränzen mit kostbaren Schleifen gebildet ist. Aber bei Kränzen, in die viel Geld und wenig Liebe hineingesteckt ist, mag das am Ende das Richtige sein.

Der Kirchhof von Weichselmünde liegt abseits von dem Dorf nach den Dünen zu. Die Gräber sind, wie auch in andern Stranddörfern mit starken Holzrahmen eingefaßt, um nicht abgeweht zu werden, und viele fand ich mit hübschen Blumen geschmückt. Auf dem Kirchhof steht außer anderen älteren Bäumen eine Anzahl gestutzter Pappeln, und auf einer davon sah ich ein Storchnest, das bewohnt war. Ein Storchnest auf einem Kirchhof kommt wohl nicht oft vor.

Die meisten der Gefangenen gingen, wenn sie Badeurlaub hatten, zum Bade nach der Westerplatte. Dorthin gelangt man auf trocknem Wege, seit die Weichselmündung zugeschüttet ist, früher lag die Westerplatte, wie jetzt noch Neufahrwasser, Weichselmünde gegenüber auf dem linken Ufer der Weichsel. Die Westerplatte ist ursprünglich eine Sandbank, die sich westlich von der Weichselmündung durch Anschwemmung gebildet hatte. Nachdem diese Sandbank, deren Anfänge schon mehr als zwei Jahrhunderte zurückdatiren, Ausdehnung und Festigkeit genug gewonnen hatte, wurde sie bepflanzt und zeigt jetzt, eine Baum-, Strauch- und Krautvegetation von der außerordentlichsten

Ueppigkeit. Aber an der Seeküste ist alles fortdauernd in Bewegung. Nachdem die See die Westerplatte geschaffen und vor Weichselmünde so viel Sand aufgespeichert hat, daß die Festung Weichselmünde schon längst nicht mehr unmittelbar am Strande liegt, ist sie seit einiger Zeit, seit dort die Weichselmündung coupirt ist, dabei, den Strand wieder aufzuessen. Davon zeugt auf der Westerplatte die sogenannte „Ruine“. Es ist eine eigenartige Ruine, die in neuerer Zeit erst gebildet worden ist durch den Zusammenbruch einer Schanze oder Batterie. Besagte Batterie wurde vor zwölf Jahren etwa, bei starkem Sturm und Seegang derart unterspült, daß sie in großen Brocken sammt den Geschützen in die See stürzte. Die Geschütze wurden herausgeholt, die gewaltigen Blöcke von Mauerwerk aber liegen gelassen zum Schutz dieser Stelle der Küste. An ihnen brechen die Wellen sich jetzt und spritzen hoch empor.

Diese „Ruine“ ist eine Sehenswürdigkeit der Westerplatte, und manches sonst kommt noch hinzu, zum Beispiel die Moole auf der östlichen Seite der Einfahrt zum Hafen mit dem Leuchtthurm und der anziehende Schiffsverkehr im Hafen zwischen der Westerplatte und Neufahrwasser. Neufahrwasser ist aber nicht nur Hafenort; es hat auch Industrie, eine große Zuckerraffinerie befindet sich dort, deren elektrisches Licht nach Dunkelwerden auch zu den Festungsstubengefangenen von Weichselmünde hinüberleuchtete. Am Hafenufer fielen mir zahllose dort lagernde, offenbar zur Verschiffung bestimmte Fässer auf, denen — sie mußten zum Theil wohl leck sein — eine schwarze, nicht angenehm riechende Flüssigkeit entquoll. „Was ist das?“ fragte ich, auf die theerartige Masse hinzeigend, einen Mann, der müßig am Bollwerk stand.

„Melasse!“ erwiderte er.

„Das stimmt," sagte ich, mich an das griechische Wort für „schwarz" erinnernd. „Wozu dient Melasse?"

Der Mann sah mich einen Augenblick an, dann sagte er: „Das ist das, woraus der Cognac gemacht wird."

Die Westerplatte ist sehr in Aufschwung gekommen. Ich fand dort am Wäldchen eine ganze Reihe hübscher Villen vor. Aber die Hauptsache ist doch das große Restaurant dort, in dem jeden Nachmittag ein Concert stattfindet. Man sitzt dort in der Veranda oder in dem hübschen Garten und in dem Garten befindet sich ein Käfig mit zwei Affen, die sehr lustig anzusehen sind. Trotzdem konnte ich es dort nicht recht aushalten. Es waren mir zu viel Menschen da, und die Musik beängstigte, das Ganze bedrückte mich. Wie viel wohler fühlte ich mich, wo es still und einsam war! Stille und Einsamkeit aber konnte ich in vollem Maße in Weichselmünde haben, und dort habe ich nachher immer gebadet, nachdem ich es zuerst auf der Westerplatte versucht hatte.

Die Badeanstalt in Weichselmünde ist nicht so elegant eingerichtet wie die auf der Westerplatte, aber sie genügt. Der Seegrund ist feiner Sand, das Wasser ist kalt, häufig bewegt und unmittelbar am Strande schon ziemlich tief. Der Bademeister, der den richtig littauischen Namen Kurbjeweit führt, ist ein Mann, mit dem man sich auch über Literatur und Politik unterhalten kann. Braucht man nach dem Bade eine andere Stärkung noch — eine Stärkung ist ja das Bad selbst schon — so ist bei ihm ein Butterbrot, ein Glas Bier und ein Machandelchen zu bekommen. Das Bad kostet zehn Pfennig, wofür es auch noch ein Handtuch giebt. Wer die zehn Pfennig nicht hat, für den ist nebenan ein Freibad da. Bis zur Badeanstalt von Weichselmünde hat man, wie bis zu der von Westerplatte, von der Festung ungefähr zwanzig Minuten zu gehen. Beide Wege

sind hübsch, aber der nach Bad Weichselmünde hatte etwas besonders Anziehendes für mich. Er führt über offenes Heideland, auf dem man umweht wird vom Winde, umflogen von Schwalben, auf dem die richtigen Strandpflanzen zu finden sind. Beim ersten Gange schon fand ich dort in den Dünen die Charakterpflanze dieses Theiles des Ostseestrandes, die Linarra odora, die ihres Wohlgeruchs wegen das Strandveilchen genannt wird. Was mich aber besonders entzückte auf dem ersten Badeurlaub, das waren die großen Büsche in Blüthe stehender wilder Rosen, die ich schon in unmittelbarer Nähe der Festung antraf. Von denen brachte ich, wie nachher oft noch, blühende Zweige in meine Zelle. Als das aber geschah, hatte ich dort schon Gartenrosen, durch die ich, als ich sie empfing, an meine erste Göttinger Zeit erinnert worden war. Ich kannte in Göttingen niemand, als ich dort um Ostern 1856 mit dem Nachmittagszuge eintraf, ich wußte aber, daß jemand auf den Bahnhof geschickt war, um mich zu empfangen. Das war ein junger Mediziner, ein Sohn des Professors Baum, der vorher Oberarzt am Stadtlazarett in Danzig gewesen war, befreundet mit meinem Vater. Um mich ihm zu erkennen zu geben, rief ich: „Hier bin ich!“ und nannte dabei meinen Namen. Da nahm er mich in Empfang und brachte mich zunächst zu seinen Eltern. Nachher ist er auch als Oberarzt an das Danziger Lazarett gekommen, und nun ist er seit Jahren schon todt. Dessen Wittwe war es, die mir die ersten Rosen nach der Festung brachte. Nachher bekam ich noch viele von hier und dort aus der Danziger Gegend und weiter her. Es kam sogar aus dem fernen Enkirch an der Mosel von meiner Freundin Charlotte Immich ('s Lottchen genannt) eine große Schachtel voll Rosen aus ihrem Garten. Zu den Rosen kamen noch andere Blumen:

Nelken von unbeschreiblicher Schönheit und einmal ein Strauß von der himmelblauen Salvia, die ich nach meiner Kinderzeit nur einmal noch wiedergesehen hatte. Darüber hatte ich etwas geschrieben, und das war irgendwie bekannt geworden in einem Garten am Jäschkenthaler Wege bei Langfuhr, wo alljährlich dieselbe Salvia blühte. Darauf hatten freundliche Hände für mich davon einen Strauß gebunden.

Vor der Festung Weichselmünde auf dem Wege nach der Weichselmünder Badeanstalt und am Anfang des Weges nach der Westerplatte fand ich nicht weit entfernt von einander drei Pflanzen, die wohl zu den schönsten unserer deutschen Flora überhaupt gehören, die drei bei uns heimischen Mannstreuarten oder Eryngien: Das schöne Eryngium maritimum, die „Stranddistel", die an allen Badeorten der Ostsee bekannt und begehrt ist, die sehr viel seltnere Feldmannstreu (Eryngium campestre), die unter den Dreien wohl das schönste und „stillvollste" Laubblatt hat, und die flachblättrige Mannstreu (Eryngium planum), die an Schönheit der Blüthenfarbe ihre beiden Schwestern übertrifft. Diese dritte begleitet das Ufer der Weichsel, so weit ich es gesehen habe, nämlich von der russischen Grenze bis zur Ostsee, und ist stellenweise so häufig, daß die Felderraine und Abhänge durch sie wie in Blau getaucht erscheinen. Alle drei hatte ich bald auf meinem Zimmer in Wassergläsern, und wenn am Nachmittag die Sonne kam und ihre Silhouetten an die Wand malte, sagte ich zu mir: „Nun müßte ein Maler da sein! Er brauchte ja nur die Umrisse nachzuziehen."





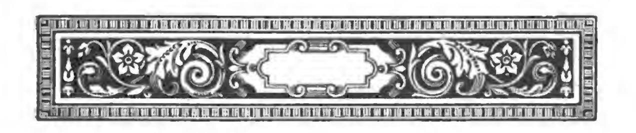
Die drei Schwestern.

Es sind drei Schwestern,
Heißen Erinnyen;
Es sind drei Schwestern,
Heißen Eryngien.

Die drei Erinnyen
Erwecken Grauen;
Die drei Eryngien
Sind hold zu schauen.

Als einer gestern,
Der hier gefangen,
So weit erlaubt es ihm,
Hinausgegangen,
Fand er die Schwestern,
Die holden, blauen,
Und nahm sie mit.





Geschichtliches.

Auf dem Platz der heutigen Festung an der Mündung der Weichsel und damals noch unmittelbar am Strande stand zur Ordenszeit schon ein altes Blockhaus, einfach „das Haus" genannt. 1462 vertrieben vier Mann der Besatzung mehrere Strolche aus Fischhausen, die den Wirth des Osterkrugs gebunden mit seinen eigenen Pferden abführen wollten, und tödteten zwei von ihnen. So wird erzählt in einer Chronik. 1482 wurde der Thurm erbaut, 60 Stoffen (das ist Schuhe) hoch, und erhielt oben eine Laterne als Zeichen für die Schiffe. Davon hieß er „die Leuchte". So stand der Thurm bis 1709, als er abbrannte. 1721 wurde er durch einen anderen ersetzt.

Im Jahre 1518 berieth der ehrbare Rath der Stadt Danzig mit Schöppen und etlichen Bürgern und Quartiermeistern, wie die Münde besser zu befestigen sei. Bis 1521 wurde dann „das Haus" befestigt. Man verwendete aber nur Holz dazu, weil, wie ein Chronist bemerkt, „es die Bürgerschaft nicht übrig stark haben wollte, auf daß, so es ja der Feind einkriegte, es so viel da leichter wieder erobert werden könnte".

In den Jahren 1562 und 63 wurde um den Thurm herum der Kranz erbaut. Er enthielt eine casemattirte Batterie von acht Kanonen sechs Fuß über dem innern

Horizont des Hauses und zwölf Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstand der Weichsel. Darüber befand sich eine zweite offene Batterie von sechzehn Kanonen, durch eine sieben Fuß starke Mauer gedeckt. Die offene Batterie besteht noch, wie sie war, außer daß sie nicht mehr armirt ist. Aus dem Hofraum zwischen Kranz und Leuchte steigt man empor zu einer rundherumlaufenden Galerie mit den Geschützbettungen und sechzehn Oeffnungen für die Geschütze. Die untere casemattirte Batterie ist, als sie durch die spätere ausgeführte Bastionirung der Festung verdeckt worden und überflüssig gemacht war, in Wohnräume verwandelt worden. Der Gedanke, rund um einen Thurm herum Kanonen zu stellen, muß auch einem Laien wunderlich erscheinen, denn er sagt sich: von welcher Seite auch der Feind angreift, es werden immer nur wenige der Geschütze gebraucht werden können.

Bei der Armirung gegen Dänemark 1573 wurde der Kranz mit einem viereckigen Fort aus Holz umgeben, dessen Westseite der Weichsel parallel war. An den vier Ecken waren „Basteien" angebracht. Die Form des Ganzen entsprach dem späteren Fort Quarré. 1577 kam Danzig in Streit mit Polen wegen der polnischen Krone. Fürst Stephan Bathory von Siebenbürgen war zum König von Polen erwählt worden, Danzig aber erkannte ihn nicht an. So kam es zum Kriege, in dem Weichselmünde durch den Commandanten von Danzig Hans Winkelbruch von Cöllen vertheidigt wurde. Am 15. Juni 1577 erschien der Heerführer des Königs von Polen, Oberst von Weier, mit deutschen Landsknechten und polnischer Reiterei vor Weichselmünde. Am 3. Juli, dem Schlachttage von Königgrätz, feierten die Polnischen ein Fest, an dem auch die deutschen Landsknechte theilnahmen. Das benutzte Oberst von Cöllen zu einem Ueberfall, der von den Hauptleuten von Unger, Fahrensbach und Ranzau

mit 850 Hakenschützen und drei Fahnen Schotten (330 Mann) ausgeführt wurde und überaus wohl gelang. Auf Kähnen fuhren sie um ein Uhr Nachts nach dem linken Weichsel-ufer, landeten an den Moolen und fielen über den Feind her, der wenig Widerstand leisten konnte. Weier entfloh im Hemde. Die Danziger erschlugen viele Polen, nahmen mehrere Geschütze und machten reiche Beute. Sie wären mit sehr geringem Verlust davongekommen, wenn sie nicht auf der Rückfahrt ein Boot so überladen hätten, daß es mit allen, die darauf waren, untersank.

Darauf hob der König von Polen die Belagerung auf, am 5. August aber erschien er wieder auf dem linken Weichselufer. Rasch wurden in Weichselmünde die Schäden, die die Festungswerke erlitten hatten, ausgebessert und die Garnison verstärkt. Aus der Stadt wurde Klaus Unger mit fünf Fähnlein Schotten hingeschickt, dazu kam die so-genannte Freifahne aus gascognischen und wallonischen Schützen unter Kapitän Jean Garon aus Marseille. Nach der Erkrankung Ungers übernahm William Stuart, der am 20. August aus Dänemark anlangte, das Kommando über die Schotten. Um dieselbe Zeit kamen Georg von Fahrensbach und der Rathsherr Michael Siefernt aus Kopenhagen zurück mit 5000 Rosenobel (20 000 Rthl.), 2 Karthaunen, 12 Nothbüchsen Kugeln und Pulver.

Am 20. August machten die Polen einen heftigen Angriff, bei dem die Wälle abgekämmt wurden und das Pfahlwerk abbrannte. Am 23. August setzten sie auf Booten an einem über die Weichsel gespannten Seil über und gewannen eine Stellung auf dem rechten Ufer. Am 24. drangen die Polen bis ans Haus vor, wurden aber auf die Moole zurückgeworfen. Die Leichen der Feinde trieb der Weichselstrom in die Ostsee. Ueber dreihundert wurden nachher ans Ufer geschwemmt, davon einige im Königsberger Tief, das doch fünfundzwanzig Meilen von

Weichselmünde abliegt. „Daraus wol zu ersehen“, sagt ein alter Berichterstatter über diese Kämpfe, „daß dieser zweite Tag kein Jungfrauen-Tantz gewesen sey“. An diesem zweiten Schlachttage fiel der Anführer der Deutschen. „Zwischen 7 und 8 wardt der theuerbare Heldt als der Stadt Oberst, Hans Winkelbruch von Cöllen, nachdem er sich trefflichen wol gehalten, zwerch über die Nasen, als er sich nun wenden wollen, hinden durch den Kopf, daß ihm die Kugel fornen an der Stirnen zwischen beiden Augen stecken blieben ist, todt geschossen“.

Am 26. und 27. August schlugen die Polen über die Weichsel eine Brücke aus Baumstämmen, die durch Ketten mit einander verbunden waren, und setzten sechs Fähnlein über. Die Danziger ließen zwei Weichselkähne mit Strauchwerk beladen, das mit Pech und Theer getränkt war. Davon wurde einer am 29. in Brand gesteckt und gegen die Brücke losgelassen. Er trieb aber an Weichselmünde an, und den andern steckten die Polen, ehe er benutzt werden konnte, durch glühende Kugeln in Brand.

Da erbot sich ein niederländischer Schiffer, Dirk Hendrich, die Brücke durch Anlauf zu sprengen. Er erhielt 20 Hakenschützen, einige kleine Geschütze und Ladung von 50 Last für seinen Boyert (holländisch „Boeyer“, ein Lastschiff mit plattem Kiel). Am 1. September fuhr er bei Südwest mit vollen Segeln gegen die Brücke an und sprengte sie auf den ersten Anlauf. Das Feuer der Polen that ihm wenig Schaden. Durch die Sprengung der Brücke waren auf dem rechten Weichselufer 600 deutsche Landsknechte abgeschnitten, die fast sämmtlich von den ergrimmten Danzigern niedergemacht wurden. Kaum 30 davon entkamen. Der Schiffer erhielt von der Stadt Danzig außer 56 Gulden und 20 Groschen Lohn für das Schiff noch eine Remuneration von 300 Thalern und, so lange er lebte, Freiheit vom Zoll.

Nach dieser für Polen so unglücklichen Wendung des Kampfes um Weichselmünde, gab Stephan Bathory, der, wie alle Polenkönige, immer um Geld verlegen war, die Belagerung auf und zog ärgerlich ab. Dadurch kam mit Weichselmünde zugleich Danzig außer Gefahr.

In der Zeit von 1577 bis 1603 erhielt Weichselmünde die damals noch sehr moderne Bastionärbefestigung, zu der noch ein äußerer Festungsgürtel, die sogenannte „Enveloppe" hinzukam. Von 1603 ab muß die Festung ungefähr so ausgesehen haben, wie sie jetzt noch aussieht, nur daß sie damals noch näher der See lag.

Das Jahr 1577 war Weichselmündes Glanzzeit. Nachher hat es als Festung weder in dem unglücklichen Krieg, den Danzig 1734 für den König Stanislaus Lesczynski führte, noch später im Franzosenkriege als Festung eine Rolle von Bedeutung gespielt. Seit der Besitzergreifung durch Preußen im Jahre 1793 werden in der Festung, wie ich in einem Buch geschrieben fand, „in Friedenszeit ergraute Invaliden untergebracht und unruhigen und verschwenderischen Stadtkindern Moral und Sittlichkeit gelehrt". Das klingt sehr hübsch, wenn ich aber recht gesehen habe, findet weder das eine noch das andere statt.

Als Gefängniß hat Weichselmünde oft gedient und auch in älterer Zeit schon.

1656 im Oktober wurde bei Gelegenheit der schwedisch-polnischen Händel der schwedische Feldmarschall Graf von Königsmark auf der Danziger Reede von den Danzigern mit seiner Fregatte, die abflauenden Windes wegen nicht von der Stelle kam, gefangen genommen und nach Weichselmünde gebracht, wo er zwei Jahre sitzen mußte. Nun, er hatte ein ganz nettes Quartier, das ich mir angesehen habe, und außerdem war vom Danziger Rath dem Commandanten der Festung aufgetragen, dem Grafen

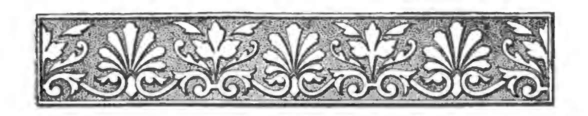
„mit allerhand Caressen und auch dann und wann mit Visiten“ zu begegnen.

1762 wurde der Danziger Rathsherr Wernick, der sich sehr schlecht gegen die Stadt benommen hatte, nach Weichselmünde gebracht und dort bis zu seinem Lebensende 1773 gefangen gehalten. Er bekam zu seiner Alimentation täglich 36 Groschen. Das erscheint ziemlich viel, wenn man dem gegenüberhält, daß heutzutage ein völlig mittelloser Gefangener in Weichselmünde 75 Pfennig täglich vom Staat zu seiner Ernährung bekommt. Auch nach damaligem Gelde sind 36 Groschen jedenfalls sehr viel mehr gewesen als 75 Pfennig heute. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Wernick, wie berichtet wird, in der Festung unförmlich dick geworden ist. Wahrscheinlich gab es damals auch beim Cantinenwirth in Weichselmünde noch die guten alten Danziger Gerichte.

1851 wurden vier Tscherkessenhäuptlinge, die aus Rußland entwichen und nach blutigem Kampf von preußischem Militär gefangen genommen waren, nach Weichselmünde gebracht. Ehe das geschah, sahen sie sich Danzig an, wobei sie von einer zahlreichen Menschenmenge begleitet wurden. In Weichselmünde erwiesen sie ihre Geschicklichkeit durch Anfertigung niedlicher Arbeiten aus Cigarrenkisten und ähnlichem Material.

Am 2. Februar 1853 kam nach Weichselmünde der „rothe Becker“, der nachher Oberbürgermeister von Köln geworden ist, damals aber Dr. jur. war, und saß dort bis zum 12. November 1857, also vier Jahre, neun Monate und zehn Tage.

Vom 20. Juni bis zum 24. August 1898 befand sich in Weichselmünde der Verfasser dieses Büchleins. Er verzeichnet das, ohne damit den Anspruch zu erheben, daß er den vorher genannten berühmten Herrschaften gleichgestellt werde.



Episteln an einen Freund.

Zweite Epistel.

Du fragst Verschiednes, gern auf alles will
Ich Antwort geben, aber heute, Freund,
Begnüge Dich damit, daß ich Dir sage,
Wie ich die Zeit mir angenehm vertreibe,
Wenn's draußen also ist, daß in der Zelle
Zu halten mich als Bestes mir erscheint.

Wenn schlecht das Wetter — ganz erbärmlich schlecht
Ist wie bei Euch auch hier es nur zu oft —
Wenn Regen rieselt vom bewölkten Himmel,
Im Festungsgraben ein unlust'ger West
Des Schilfes Halme durcheinander schüttelt
Und auf die stille Seite des Quarrés,
Die gegen Osten hingewendet ist,
All unsre Schwalben sich geflüchtet haben,
Dann nehm' ich eine alte Chronik vor
Und lese nach, was in vergangnen Tagen,
In längst entschwundnen, sich begeben hier.
Anziehendes in Fülle birgt das Buch.

Im Geiste seh' ich wieder unser Fort
Nach alter Art befestigt und armirt
Und seh' darin bei rauher Kriegsarbeit
Und auch vergnügend sich mit Gasterein
Die kleine, doch vielsprachige Besatzung;
Vielsprachig war sie, das ist ganz gewiß.
Mit Söldnern, die aus aller Herren Ländern
Herstammten, führte einstmals ihre Kriege
Die reiche Stadt am Weichselstrom und Meer.
Gascogner gab es und Wallonen da
Und mehr noch Schotten, und aus Dänemark
Und Schweden wurde Kriegsvolk hergezogen.
Aus allen deutschen Gauen kamen sie,
Die Abenteuer suchten und Gewinn
Und um das Geld der Danziger Patricier
Ihr Leben wagten. Auch so mancher Sohn
Altadligen Geschlechtes war darunter,
Und nicht an tapfern Männern hat's gefehlt.
Da nun der Feind auch deutsche Söldner warb,
Geschah es oft in jener Tage Händeln,
Daß Deutschen Deutsche gegenübertraten,
Landsknechte, die dem Polenkönig dienten,
Den von der Stadt Geworbnen. Die vermerkten
Sehr übel das in einem solchen Fall:
Als ein halb Tausend einmal oder mehr
Von denen, die im Sold des Fremden standen,
Im wilden Nahkampf um die kleine Veste
Den deutschen Brüdern in die Hände fielen,
Da wurden diese angefacht von Wuth
Und stachen alle ohn' Erbarmen nieder.

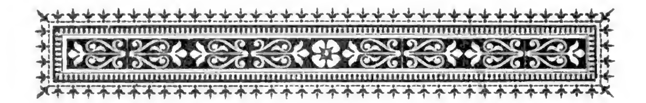
Dreihundert sind's und einundzwanzig Jahre,
Seit vor der Veste hier mit starker Macht
Stephan Bathory lag, der Polenkönig.
Vergebens zu erobern sie bemüht.

Als Angriff ward auf Angriff abgeschlagen
Und das beinah schon ganz zerstörte Nest
Noch immer Trotz bot wie am ersten Tage,
Da zog der König voller Mißmuth ab
Und ließ in Frieden auch das stolze Danzig,
Das einst das Bollwerk an der See gegründet,
Also daß diesmal, wie man sagen konnte,
Die Mutter von der Tochter war beschützt.

Längst nicht mehr kriegerischen Werken dient
Der Kranzbau, der wie vor Jahrhunderten
Auch heute noch den runden Thurm umgiebt,
Und da, wo einstmals die Geschütze standen,
Feldschlangen, Feuerkatzen, Falkonete,
Die „Singerinnen", die laut schallend sangen.
Da hausen heut in sehr bescheidnen Räumen
Die Staatsgefangenen, unter ihnen ich.
Der Kriegslärm alter Tage ist verstummt,
Und in der kleinen wallumschlossnen Welt
Herrscht Friede — wenn hier jeder Frieden hält.

Dein Gruß an die Louise ist bestellt.





Die Mitgefangenen.

Wir waren im Fort Quarré eine recht bunte Gesellschaft. Die Gesammtzahl der Festungsstubengefangenen betrug so ziemlich während der ganzen zwei Monate, die ich dort zubrachte, ein Dutzend, doch waren es nicht immer dieselben, es ging einer und der andere kam. Einige hatten eine verzweifelt lange Strafzeit durchzumachen.

Die ganze Gefangenschaft zerfiel in zwei an Zahl der Mitglieder einander gleiche Abtheilungen, die der Vornehmen oder Nobeln und die der Gewöhnlichen. Wenn ich so sage, möchte ich nicht mißverstanden werden. Es liegt mir ganz fern, behaupten zu wollen, daß die einen besser oder wirklich vornehmer waren als die andern, ich gebrauche die Ausdrücke nur in der ganz äußerlichen Bedeutung, die sie durch die sogenannte „Gesellschaft" erhalten haben. Was mich betrifft, so hätte ich mich eben so gern zu den Gewöhnlichen wie zu den Nobeln gezählt, aber meiner gesellschaftlichen Stellung wegen — auf die ich mir gar nichts einbilde — wurde ich den Nobeln beigeordnet. O wie viel besser ist es doch bei den Pflanzen bestellt! Die Veronica hat nur zwei Staubfäden, die Ranunkel aber sehr viele, deshalb sieht doch nicht die Ranunkel auf die Veronica herab.

Es saßen dort einfache Leute vom Lande und Handwerker, die wegen fahrlässiger Tödtung und anderer Dinge zu Gefängniß verurtheilt und aus irgend einem Grunde zu Festung begnadigt waren. Dasselbe war der Fall bei einigen unter den Nobeln. Unter den Gewöhnlichen aber war der Reichste von allen, der während der vier Monate seines Aufenthalts dort ein kleines Vermögen ausgab. Das kann man dort haben wie auch anderwärts, wenn man darauf verzichtet, viel Genuß von seinem Gelde zu haben. Für mich und verschiedene andere war die Festung eine ziemlich wohlfeile Sommerfrische. Nur wird durch den Aufenthalt im Gefängniß die Erwerbsthätigkeit beeinträchtigt beim Schriftsteller so gut wie beim Kupferschmied. Nur Rentiers sollten auf Festungen sitzen!

Außer einem Polen waren alle Gefangene Deutsche, und ein Süddeutscher war darunter. Mit dem Polen, einem Herrn v. P., der wegen Zweikampfes saß, verkehrte ich gern und erfuhr von ihm manches, was mich interessirte. Er war ein Mann von guter Lebensart und blieb immer verständig und taktvoll. Ach, wie lernt man das schätzen an einem Ort, wie dieser es war, so sehr, daß einer am Ende auf den Gedanken kommen kann, die gute Lebensart wäre beinahe so viel werth wie die Tugend. Dieser polnische Mitgefangene wirkte auch noch insofern erzieherisch, wie ich wenigstens annahm, auf mich ein, als er ein vorzüglicher Skatspieler war, und ich eifrig mich bemühte, von ihm zu lernen. Aus thörichter Renommisterei habe ich mich nachher in Berlin damit aufgespielt, daß ich auf der Citadelle ein großes Geschick im Skat erworben hätte. Diese Behauptung begegnete — wie ich sehr fürchte, mit Recht — vielseitigem und lebhaftem Widerspruch.

Wir Nobeln aßen um ein Uhr in der Laube zu Mittag und bekamen zum Nachtisch dreierlei Käse, wofür wir für

das Couvert etwas mehr bezahlten als die Gewöhnlichen, die in der Kantine dinirten. Jeder von uns erhielt von Mutter Zilian einen Serviettenring von künstlichem Elfenbein, mit dem Anfangsbuchstaben seines Zunamens darauf, dedicirt. Wenn abgegessen war, kam die Louise mit einer Schiefertafel, auf der für jeden angeschrieben stand, was er von einem Tage zum andern verzehrt hatte. Man sah nach, ob es stimmte, rechnete zusammen und trug das Facit in ein Conto-Büchlein ein, das einem jeden zu diesem Zweck geliefert wurde. Alle acht Tage wurde bezahlt und die Rechnung ausgeglichen von denen, die Geld hatten; die anderen blieben schuldig. Es ist vielfach die Meinung verbreitet, daß der Staat den Gefangenen auf der Festung freie Station gewähre. Das ist nicht der Fall; was sie essen und trinken, müssen sie selbst bezahlen. Das finde ich auch ganz in der Ordnung, zumal innerhalb der Wälle manches Fäßchen geleert wird, das nicht zur allernothwendigsten Löschung des Durstes dient. So etwas zu bezahlen, darauf wird kein Staat eingehen, nicht einmal der Zukunftsstaat der Socialdemokraten, mögen sie jetzt auch noch so heilig betheuern, daß er es thun werde. Ich glaube es nicht.

Uebrigens lebten die Nobeln und die Gewöhnlichen durchaus nicht ganz getrennt von einander, es fand vielmehr zwischen beiden ein häufiger Verkehr statt, und an den Skattischen saßen sie oft beisammen. Sie nahmen auch gemeinsam an den bescheidenen improvisirten Festlichkeiten theil, die einem Geburtstagskinde galten oder einem, der Abschied nahm. Bei solchen Festlichkeiten wurden natürlich Toaste ausgebracht und Reden gehalten, einmal sogar ein kleines Feuerwerk abgebrannt. Wenn nicht draußen die Leuchtkugeln für Meteore gehalten worden wären, hätte die Sache übele Folgen haben können.

Daß es hin und wieder auch zu einem kleinen Conflict kam, darüber wird keiner sich wundern. Wie wäre es anders möglich an einem Ort, an den die meisten die ihnen eigenthümliche Unbesonnenheit gebracht hat! Wenn aber dann die älteren, die mehr Ruhe und Besonnenheit besaßen, die Sache in die Hand nahmen, war gewöhnlich in kurzer Zeit alles ausgeglichen.

Die Häftlinge pflegten vollzählig im Gärtchen und auf dem Hof zu sein, wenn der Briefträger erwartet wurde. Der kam zwei Mal am Tage, zwischen zehn und elf Uhr Vormittags und Abends zwischen sieben und acht. Dann lauerte man auf ihn, um von ihm zu empfangen, was er mitbrachte, und anderes wieder ihm mitzugeben. Früher gab es einen Briefkasten innerhalb der Festung — es war noch deutlich die Stelle zu erkennen, wo er angebracht gewesen war — der wurde eines Tages abgeschraubt und draußen an einer Mauer befestigt, damit es den Sträflingen doch nicht gar so leicht gemacht werde, sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen.

Der Postbote brachte nicht nur Briefe und Zeitungen und zuweilen auch Geld, sondern auch ein oder das andere Kistchen, das etwas Genießbares enthielt. In solchem Falle war es Brauch, daß derjenige, der es bekam, davon abgab und es ganz oder theilweise auf den Tisch des Hauses stellte. Danach habe auch ich verfahren, wenn mir, was mitunter geschah, ein Kistchen zuging, in dem etwas Gutes zu trinken verborgen war.

Als ich zum letzten Mal in Friedrichsruh war, Ende September 1897, ward mir die Freude zu Theil, Abends am Familientisch unseres großen Reichskanzlers zu sitzen. Er sprach mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit und scherzte mit allen, obwohl es ihm nicht gut ging, denn er war von Schmerzen geplagt. Als wir uns zum Essen gesetzt

hatten, sah er zu mir hinüber und sagte zu Pinnow, der aufwartete: „Was für einen Wein hat Herr Trojan da?“ Pinnow nannte die Sorte — es war ein guter Moselwein. Da sagte der Fürst: „Das ist nicht recht, dieser Gast muß von dem Besten aus unserm Keller haben. Holen Sie einmal von dem herauf, den ich neulich von Herrn v. Stumm bekommen habe.“ Pinnow that das, und nachdem er mir eingeschenkt und ich getrunken hatte, fragte der Hausherr mich: „Nun, wie schmeckt Ihnen der Wein?“

„Es ist ein sehr nettes Weinchen!“ sagte ich.

Da lachte der Fürst und sagte: „Nicht wahr, es ist viel werth gute Freunde zu haben. Am meisten aber schätze ich diejenigen, die mir guten Wein schenken.“

Nun, an solchen Freunden und auch Freundinnen fehlte es mir auch nicht, weder an der Mosel noch anderwärts, und wenn ich Besuch bekam, was nicht selten war, hatte ich immer etwas Gutes vorzusetzen. Nur an Gläsern fehlte es mir manchmal und auch an Stühlen, damit aber half ein Schicksalsgenosse gern dem andern aus.





Das Rauschen.

Nun geht das Korn in Wogen
Wohl draußen über das Land,
Bald kommen Schnitter gezogen,
Die Sense in der Hand.

Im Sonnenlichte reifen
Mattgoldige Aehren schon,
Dazwischen schimmern die Streifen
Von purpurrothem Mohn.

Ich muß einem Tönen lauschen,
Das thut mir wohl und weh.
Es klingt wie der Halme Rauschen,
Doch ist's die rauschende See.





Die Fauna der Festung.

Von den Säugethieren kommen auf der Festung nur folgende wild vor: die gemeine Fledermaus, der Maulwurf, die Ratte, die Hausmaus und die Feldmaus. Die Ratte habe ich nicht gesehen, es ist mir aber von durchaus zuverlässiger Seite versichert worden, daß sie in der Festung wohnt, und ich zweifele nicht daran. Der Hausmaus bin ich öfters begegnet. Ein Feldmausnest mit sieben Jungen wurde auf dem Wall ausgescharrt von einem Hunde (Terrier), der in Neufahrwasser zu Hause war, aber häufig unter geschickter Benutzung der Fähre auf eigene Hand — wenn man bei einem Hunde so sagen kann — auf die Festung zu Besuch kam.

Die Vogelwelt war ziemlich reich auf der Festung vertreten. Hunderte von Schwalbennestern gab es unter dem Steinsims zwischen Mauer und Wall, und es war ein Vergnügen, die flinken und anmuthigen Vögel über dem Wasser spielen zu sehen. Diese in oder vielmehr an der Festung wohnenden Schwalben sind sämmtlich Hausschwalben, leicht zu erkennen an dem glänzend weißen Fleck über dem Schwanz. Die anderen, die Rauchschwalben, wohnten im Dorf Weichselmünde, und wenn ich zum Baden

ging, wurde ich auf der Strandwiese gewöhnlich von einigen ihrer Art umflogen. Diesem angenehmen Geleit, das sie einem geben, liegt bei ihnen ein durchaus eigennütziges Motiv zu Grunde: es kommt ihnen nur auf die Insekten an, die der durch das Gras Gehende aufscheucht. Die fangen sie im Fluge weg und streifen einen dabei fast mit den Flügeln. Man könnte sie haschen, denkt man, irrt aber sehr darin.

Sehr viel Freude hat es mir auf der Festung gemacht, die Bachstelze zu beobachten. Sie hat etwas so Fräuleinhaftes an sich! Eine halbe Stunde lang konnte sie auf einem Mäuerchen sitzen, den Kopf hin und her drehen und sich putzen, und eine halbe Stunde lang wurde ich nicht müde, ihr dabei zuzusehen. Nun, wir hatten beide nichts zu versäumen. Ganz allerliebst sah sie auch aus, wenn sie im Festungsgraben auf Floßholz umherspazierte.

Sehr oft und lange habe ich auch den kleinen Fliegenschnäpper beobachtet, der theils in einem Ahornbaum vor meinem Fenster, theils im wilden Wein im Festungsgärtchen sein Wesen hatte. Dieses kleine Geschöpf verhinderte mich manchmal am Arbeiten. Seine beständige Unruhe, die quecksilbrige Beweglichkeit seines Wesens wirkt ansteckend. Dabei kommt er einem auch so nahe, daß man glaubt, ihn greifen zu können; greift aber, wenn man es versucht, immer daneben.

Eine Nachtschwalbe war von einem Mitgefangenen beobachtet worden. Ich lauerte auf sie manchmal, wenn es dunkel geworden war, aber vergeblch. Da bekam ich sie unerwartet am hellen Tage zu sehen. An einem Morgen scheuchte ich sie am Fuß des Walles auf, wo sie ihrer Gewohnheit nach schlafend auf dem Boden gelegen hatte. Als sich dicht vor meinen Füßen der sonderbare eulenartige Vogel erhob, konnte ich nicht im Zweifel darüber sein, daß es die Nachtschwalbe von Weichselmünde war.

Ein Sperlingspaar — er hieß Hans, wie sie hieß, konnte ich nicht erfahren — besuchte uns wochenlang beim Mittagessen und bekam manches Bröcklein, so sehr auch die neidischen Hühner bemüht waren, den armen Prachern alles wegzuschnappen. Die Spatzen wohnten ohne Zweifel auf der Festung. Als sie Junge hatten, saß mir plötzlich einmal eines von diesen auf der Schulter.

Es verkehrten noch verschiedene Vögel sonst auf der Festung, Meisen und Finken und einige, die ich nicht bestimmen konnte. Wie oft habe ich in dieser Zeit gewünscht, der vogelkundige Heinrich Seidel möchte etwas begehen, das ihn auf die Festung brächte, damit er mir beim Vogelbestimmen helfen könnte. Manchem mag das eigennützig erscheinen, ich bin aber überzeugt davon, daß Seidel ebenso wie ich gedacht hätte, wenn er in ähnlicher Lage wegen der Bestimmung von Pflanzen in Verlegenheit gewesen wäre.

In den Festungsgräben von Weichselmünde kommt unsere kleine einheimische Teichschildkröte (Emys europaea) vor, die sonst nicht eben sehr häufig ist. Sie war früher auch in den Festungsgräben von Spandau zu finden, ist aber dort, nachdem eine Terrainerhöhung vorgenommen war, verschwunden. Diese kleine Schildkröte brachte mich in Ungelegenheit und zwar durch mein Verschulden. In einem Witzblatt, mit dem ich in Verbindung stehe, veröffentlichte ich eine kleine Notiz, in der die Anwesenheit besagter Schildkröte in Weichselmünde constatirt wurde. Daran war eine Beschwerde geknüpft über das allzu häufige Vorkommen von Schildkrötensuppe auf der Festungstafel. Das war nicht recht von mir, denn es verstieß gegen die Wahrheit; nicht einmal in der ganzen Zeit hat es zu Mittag oder zu Abend Schildkrötensuppe gegeben. Dem Vergehen folgte die Strafe auf dem Fuß. Die auf der Festung lebende Familie Schild witterte in der Schildkrötennotiz eine ihr geltende Anspielung und grollte mir des-

wegen. Ihr aber die Sache ausreden zu wollen, wäre vergebliche Mühe gewesen, denn sie glaubte nicht an das Vorkommen von Schildkröten im Festungsgraben, obwohl es durch Danziger Naturforscher constatirt worden ist. Nachdem ich dies aber geschrieben habe, wird sie mir, hoff' ich, glauben.

Sonstige Kriechthiere scheint es im Fort Quarré nicht zu geben. Sehr auffallend war mir das Fehlen von Schlangen, die ich mit Sicherheit erwartet hatte. Aber auch nicht einmal einen Molch fand ich und nicht einer Kröte begegnete ich im Festungsgärtchen, wo ich dies gute und nützliche Thier gern gesehen hätte.

Allerhand Fische wird es wohl in den Gräben gegeben haben, aber ich hatte keine Gelegenheit, über sie etwas zu erfahren. Einmal fand ich auf dem Festungshof eine todte Quappe (Lota vulgaris). Wie sie dorthin gekommen war, konnte ich nicht ermitteln. Ich nahm an, daß ein über der Festung hinfliegender Wasservogel sie aus dem Schnabel verloren hatte. Sie war nicht mehr genießbar, was ich sehr bedauerte, denn die Quappenleber gehört zu den größten Delikatessen.

Von den auf der Festung vorkommenden Insekten will ich schweigen, weil ich nicht Entomologe bin und weil ich auch nichts Gutes über sie berichten könnte.

Von zahmen Säugethieren gehörte zur Festung eine Katze. Einen eigenen Hund besaß sie nicht, es kam aber öfters, wie schon gesagt, ein Terrier aus Neufahrwasser zu Besuch und verübte allerhand Streiche. Einer der Gefangenen besaß eine weiße Maus, die er in einem der Danziger Geschäfte, in denen weiße Mäuse zu haben sind, erstanden hatte. Er brachte sie zu Mittag herunter, und das niedliche Thierchen kroch ohne jede Befangenheit auf uns herum, während wir bei Tisch saßen. Eines Tages aber griff der Terrier sie, erwürgte sie und brachte sie im

Maul ihrem Besitzer, von dem er wahrscheinlich eine Belohnung erwartete. Eine Belohnung erhielt er auch, aber eine solche, die ihm nicht gefiel. Bald darauf verübte er einen noch schlimmeren Streich. Er fiel ein paar Festungshühner an, die harmlos auf dem Wall spazieren gingen. Dabei fiel eines von ihnen in den Festungsgraben und ertrank. Der Terrier aber flog im blinden Eifer des Verfolgens auch über die Mauer hinüber ins Wasser. Obwohl er schwimmen konnte, wäre er doch bald ertrunken, weil er wegen der Steilheit der Ufer nicht zu landen vermochte. Mit großer Mühe wurde er gerettet. Darauf verließ er die Festung, wartete am Ufer, bis die Fähre herüberkam, fuhr nach Neufahrwasser hinüber und ward nicht wieder gesehen.

Die Festungshühner, die zu zwei Feldwebelfamilien gehörten, machten uns manchmal Spaß durch das aus Furchtsamkeit und Dreistigkeit gemischte Wesen, das diesen Thieren eigen ist. Ab und zu wurden ein paar von ihnen geschlachtet und uns als Sonntagsbraten vorgesetzt, bereiteten uns dann aber nur wenig Freude, weil sie gar zu mager waren. Dabei wurden sie doch gut gefüttert. Die Festungsluft muß ihnen nicht gut bekommen sein. Einige waren offenbar leidend, und manch Mal starb eines von ihnen eines natürlichen Todes.

Im Gärtchen hing an der Mauer ein großer Käfig mit zwei Lachtauben, die dem Wirth Zilian gehörten, und ein in den Käfig hineingesetztes Cigarrenkistchen diente ihnen als Nest zum Brüten. Es waren sehr hübsche Vögel, aber ihr immer wiederholtes „Trutste Fru! Trutste Fru!“ das mit der ersten Morgendämmerung schon anfing und dann gar nicht wieder enden wollte, hat mich doch ein paar Mal — sie mögen mir's verzeihen — dazu gebracht, sie anderswohin zu wünschen.



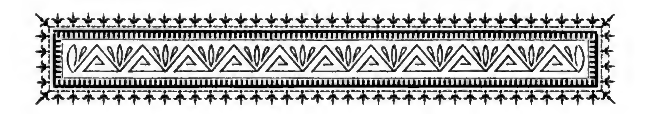


Veränderte Ansicht.

Daß gefangne Vögel singen,
Konnt' ich früher nicht verstehn;
Wenn sie auf den Zweigen springen,
Dann nur, dacht' ich, kann es gehn.

Hinter eines Käfigs Stäben,
Nicht von freier Luft umweht —
Wer kann so Gesang erheben?
Und nun seh' ich doch: es geht.





An der russischen Grenze.

Ein Intermezzo.

Eines Tages gegen Ende Juli erschien bei mir jemand, der mich zu einer Weichselpartie aufforderte. „Es geht," sagte er, „von Thorn die Weichsel aufwärts bis zur russischen Grenze, alsdann weichselabwärts bis an die Ostsee. Zweck der Fahrt: auf beiden Seiten die Ufer anzuschauen, Beobachtungen anzustellen über Land und Leute, Bemerkenswerthes photographisch aufzunehmen. In vier Tagen sind wir wieder in Danzig."

Das war ja eine sehr schöne Sache, mich aber dazu einzuladen, erschien mir lächerlich. Schon hatte ich es auf der Zunge, zu sagen, wie man bei uns so sagt: „Sie sind wohl ein bischen!" Da fiel mir ein, daß das doch beleidigend klingen könnte, und beleidigen wollte ich nicht. Also sagte ich: „Das ist ja alles sehr schön, aber wie denken Sie es sich, daß ich hier aus der Festung kommen soll?"

„Durch das Thor natürlich — nicht etwa an der Mauer herunter über den Graben."

„Vor dem Thor steht ein Posten, wird mich der durchlassen?"

„Das steht gar nicht in seinem Belieben; er muß es thun, sobald Sie ihm einen Schein vorzeigen."

„Wie in aller Welt aber soll ich zu dem Schein kommen?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt: Sie schreiben an den Staatsanwalt in Berlin und bitten um vier Tage Urlaub."

„Das wird ganz vergeblich sein."

„Vergeblichsein hat für Leute, die nicht ganz von Gott verlassen sind, kein Futurum. Man sagt: es war vergeblich, aber niemals es wird vergeblich sein. Versuchen Sie's, aber, bitte, rasch! Es ist kein Augenblick zu verlieren."

Was soll ich sagen? Ich ließ mich überreden und petionirte beim ersten Staatsanwalt in Berlin um vier Tage Urlaub zu einer Weichselfahrt. Was für Zwecke mit dieser Weichselfahrt verbunden waren, fügte ich bei. Schon wollte ich den Brief abschicken, da gab ein alter Rechtsanwalt, der auch dort eingekerkert war, mir den Rath — es war wohl der beste Rath, den er je einem Clienten gegeben hat — auf den Brief „Eilsache" zu setzen. „Geschieht das nicht," bemerkte er, „so kann kein Mensch, zumal in dieser Jahreszeit, vorher sagen, wie lange der Brief ungeöffnet auf dem Bureau liegen bleibt."

Umgehend erhielt ich aus Berlin die Nachricht, daß ein viertägiger Reiseurlaub mir bewilligt sei. In dieser Sache habe ich großes Glück gehabt und zwar zweifaches. Das erste große Glück war, daß ich den juristischen Rath erhielt, das zweite, daß ich etwas, das in den Instructionen stand, nicht mehr im Kopf hatte, dies nämlich, daß alle Urlaubsgesuche durch die Commandantur gehen müssen. Hätte ich aber mein Gesuch durch die Commandantur gehen lassen, so würde ich, auch wenn sie sofort den Fall erledigt hätte, doch die Bewilligung erst zu spät erhalten haben, um davon noch Gebrauch machen zu können. O wie gut ist es, Glück zu haben, nicht das Glück, auf das speculirt wird, sondern dasjenige, das man seiner Unwissenheit verdankt!

Als ich das Schreiben der Staatsanwaltschaft, das ich um zehn Uhr aus den Händen des Postboten empfing, aufgerissen und gelesen hatte, erging es mir eigenthümlich. Ein Zittern über den ganzen Körper befiel mich, und der Thurm sammt dem Kranzbau schienen mit ins Zittern zu gerathen. „So, jetzt hast du glücklich Nerven gekriegt!“ sagte ich zu mir. „Jetzt steck' nur dein Geschäft auf und laß dich als Aufsichtsrath einer Essigfabrik auf Aktien anstellen.“ Allein nach kurzer Zeit schon standen Thurm und Kranzbau wieder völlig fest, und auch ich selbst verspürte nichts mehr von Erschütterung. Aber eine unmäßige Freude überkam mich. Bei Mittag kam ich Louise gewiß „verdrehter“ vor, als ich jemals vorher ihr vorgekommen bin. Beim Nachmittagsskat mußte ich eigentlich verlieren, weil ich, der ich schon sonst beim Kartenspiel nicht lange aufpassen kann, diesmal besonders unaufmerksam war. Irre ich aber nicht, so gewann ich, weil ich ein unverschämtes Glück hatte. Das paßte zum Ganzen.

Mit Ungeduld wartete ich auf den Abend, um neue Platten in meine Kassetten einlegen zu können. Das that ich im Finstern nach dem Gefühl, und es freute mich, nachher zu finden, daß sie alle mit der richtigen Seite nach oben gekommen waren. Ich mußte am andern Tage früh fort und hatte Friedrich aufgetragen, mich rechtzeitig zu wecken; aber ehe er kam, hatten das schon die beiden Lach- oder Turteltauben besorgt, denen ich alles, was ich vorher gegen sie gesagt oder gedacht hatte, hundert Mal abgebeten habe. Am andern Morgen schritt ich mit meinem Apparat, Ränzel und Stock am Posten vorbei zum Thor hinaus stolz erhobenen, vielleicht zu stolz erhobenen Hauptes. Es ist ja dem Menschen eigen, daß er, wenn er einmal Glück gehabt hat, gleich den Kopf hoch trägt; er sollte das aber nicht thun.

O welche Wonne, ein paar Tage vor sich zu haben, an denen der Festungsthurm außer Sicht kam. Ueber alle Beschreibung schön war die Fahrt. Ich habe darüber an anderem Ort ausführlich berichtet, denke aber, wenn Leben und Gesundheit mir einige Jahre erhalten bleibt, manchmal noch darauf zurück zu kommen, um die Reize meines Heimathlandes zu rühmen und zu preisen.

So kam ich doch endlich einmal nach der Pfefferkuchenstadt Thorn, mit der ich seit früher Kindheit schon in Verbindung gestanden hatte, die um Weihnachten besonders lebhaft zu sein pflegte. Wie deutlich stehen sie noch vor mir die riesigen Pfefferkuchen in Glaskästen, die die Thorner auf dem Weihnachtsmarkt in ihren Buden hatten. Viertelstundenlang stand man davor und staunte sie an, während einem das Wasser im Munde zusammenlief. Ich bin auch immer den Thornern treu geblieben, und wie der Ungar sagt: „Nullum vinum nisi Hungaricum", so sage ich heute noch: „Nulla placenta mellita nisi Thoruniensis!" Alles was sonst Pfefferkuchen oder Honigkuchen genannt wird, ist nur Schein.

Nun aber sah ich, was es noch sonst in Thorn giebt außer den Pfefferkuchen, und das ist wahrlich viel. Die paar Stunden, während ich dort allein umherstrich im Anschauen der gewaltigen Bauten aus der Ordenszeit, vergingen mir nur zu schnell.

Es war ein sonniger Tag, als wir die Weichsel hinauffuhren auf der netten „Ente", die wir nachher mit der ebenso netten „Schwalbe" vertauschten. Beide waren Regierungsdampfboote und gehörten zu der kleinen Flotte, über welche die Strombauverwaltung in Danzig verfügt.

Bei Schillno, der deutschen Zollstation, kamen wir an die Grenze, legten dort an und gewannen, nachdem wir an dem hohen Ufer emporgestiegen waren, einen Blick in das heilige Rußland. Dieser Blick sagte uns,

daß unmittelbar jenseits der Grenze die Kultur aufhörte, wenigstens in Gestalt der Stromregulirung. Denn als wir die Weichsel hinauf sahen, sahen wir fast gar kein Wasser, sondern alles schien gelber Sand zu sein, und wir begriffen es nicht, wie zwischen diesen ausgedehnten Sandbänken ein Fahrzeug sich zurechtfinden konnte.

Bei Schillno steht hoch oben über dem Fluß das russische Wachthaus. Dort wurde es, nachdem wir bemerkt waren, auffällig lebendig, und zwei Soldaten wurden heruntergeschickt, wohl um zu erkunden, ob wir Freunde wären. Wir sagten: wir wären Freunde. Die beiden Russenkrieger waren etwas nachlässig uniformirt, sonst aber gute Leute, und der eine von ihnen sprach Deutsch. In blühendem Kraut stehend unterhielten wir uns mit ihnen eine Viertelstunde lang. Zwischen ihren und unsern Fußspitzen lief die Grenze hin, die indessen als ein deutlicher Strich nicht zu erkennen war. Wären wir aber einen Schritt weiter vorwärts gegangen, so hätten wir uns in Rußland befunden und konnten sofort, da wir ohne Päſſe waren, nach Sibirien verschleppt werden. Das hätte dem andern vielleicht nicht viel ausgemacht, denn Sibirien ist lange nicht die unwirthliche Gegend mehr, als die es früher galt, sondern ein blühendes Land und besonders interessant für den Botaniker — mir aber wäre es deshalb in hohem Grade unangenehm gewesen, weil ich nach drei Tagen wieder in Weichselmünde antreten mußte. Wäre ich aber in das Innere abgeführt worden, so hätte ich bei der großen Weitläufigkeit der russischen Besitzthümer schwerlich vor Anfang des nächsten Jahrhunderts in das Fort Quarré zurückkehren können.

Wir ließen bei Schillno wenden, fuhren dann stromaufwärts und brachten die Nacht in Kulm zu. Dann folgten noch zwei Tage in der Freiheit und auf dem Wasser, und nach Herzenslust wurden sie ausgenutzt.

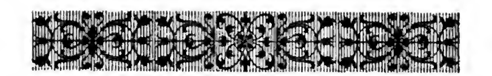
Wo es schön war, landeten wir, und viel des Anziehenden gab es zu sehen. Am dritten Tage der Fahrt gegen Abend kamen wir an die Ostsee, und der Thurm von Weichselmünde gelangte in Sicht. Augenblicklich legte sich auf die Landschaft ein Schleier, der sich aber bald wieder hob, denn ich dampfte stolz an Weichselmünde vorbei nach Danzig. Die Nacht gehörte mir noch, und es fiel mir nicht ein, vor dem völligen Ablauf meines Urlaubs in die Festung zurückzukehren, obwohl ich dort freies Nachtquartier hatte, in Danzig aber ein Hotel aufsuchen mußte.

Als ich ins Fort Quarré zurückgekehrt war, theilte mir Wohlgemuth mit etwas umwölkter Stirn mit, von der Commandantur in Danzig wäre die Anfrage gekommen, was das auf sich hätte, daß der Festungsstubengefangene Trojan sich Urlaub zu einer Reise verschafft hätte, ohne daß die Sache, wie es doch die Instructionen vorschrieben, durch die Commandantur gegangen wäre. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich konnte zu Wohlgemuth nur sagen: „Ich fürchte, es ist ein sehr schlimmer Fall.“ — „Mein Gottchen!“ sagte er.

Sogleich nahm ich ein Quartblatt vor und sann nach, was ich darauf schreiben sollte. Mein erster Gedanke war, mich in Versen zu entschuldigen, aber bald besann ich mich darauf, daß dies doch einer Königlichen Commandantur gegenüber nicht die richtige Form sein möchte. Also bekannte ich mich in schlichter Prosa schuldig. Zu meiner Entschuldigung wüßte ich nichts anzuführeu, denn die Paragraphen der Instruction hätte ich im Kopf haben müssen. So bliebe mir weiter nichts übrig, als meiner Verschuldung wegen um Verzeihung zu bitten.

Die erbetene Verzeihung muß mir wohl zu Theil geworden sein, denn es ist darauf nichts weiter erfolgt.





Weichselfahrt.

Von Thorn, der alten Veste,
Ging es den Strom hinauf,
Und freundlich nahm die Gäste
Ein flinkes Schifflein auf,
Das trug sie gegen Osten
Bis an den gelben Sand,
Wo auf dem Berg der Posten
Des Russenreiches stand.

Des Schönen war zu schauen
Auf froher Fahrt genug:
Hingleitend zwischen Auen
Der Flöße langer Zug;
Im Sommersonnenschimmer
Der Strom so mächtig breit,
Am Uferrand die Trümmer
Von Schlössern alter Zeit.

Die Ordensburgen sanken,
Die einst getrotzt so kühn,
Es überspinnt mit Ranken
Ihr Mauerwerk das Grün.
Doch nicht vergebens mühte
Sich deutscher Geist und Stahl,
Es steht in neuer Blüthe
Der Weichsel breites Thal.

O schöner Strom, zum Meere
Geh deinen stolzen Gang!
Zu deines Namens Ehre
Soll klingen deutscher Sang!
Das Schwert wird nimmer rosten,
Das dich beschützt mit Macht.
Fest steht und treu im Osten
Gleich wie am Rhein die Wacht.





Alte Gespielinnen.

Man lebt so hin von einem Tage zum andern und merkt dabei nicht, daß man alt wird, wenigstens lange Zeit nicht, es sei denn, daß man auf besondere Weise daran erinnert wird. Das kann geschehen auf mancherlei Art: das Zipperlein klopft an, die Leber meldet sich krank, oder es tritt sonst ein Gebreste ein, von dem man vorher nichts gewußt hat. Von solchen besonderen Erinnerungen an das Altwerden bin ich bis jetzt, Gott sei Dank, verschont geblieben. Aber auch ohne das kommt ein Tag, an dem man die Entdeckung macht, daß man alt geworden ist. An einem Tage, an dem man einmal aus dem Alltagstreiben herausgetreten ist und ruhig in vergangene Zeit zurückblickt, wird man gewahr, wie viele, die gleichen Alters waren, man überlebt hat.

Ach, von denen, die man gekannt und gern gehabt hat, ist einer nach dem andern liegen geblieben. Man wundert sich darüber, daß man selbst noch nicht an die Reihe gekommen ist.

So empfand ich, als ich in Danzig im Gasthofe saß und im Adreßkalender Umschau hielt nach denen, die noch

lebten und zu besuchen wären. Ach, es waren ihrer nicht viele mehr, nach manchem Namen, den ich noch zu finden gehofft hatte, suchte ich umsonst. Nachdem ich mir eine Anzahl Wohnungen notirt hatte, suchte ich zuerst Fränzchen auf.

Fränzchens Wohnung liegt im Poggenpfuhl, das ist Froschsumpf. Ein solcher mag dort zu Olims Zeiten gewesen sein, jetzt aber ist der Poggenpfuhl eine ansehnliche Straße, beherrscht durch den mächtigen Bau der Petrikirche.

Unterwegs sah ich etwas Hübsches. Im Fenster eines Parterrezimmers saß eine große graubunte Katze, die ich bei genauerem Zusehen als ein wohlgelungenes Kunstgebilde erkannte. Während ich dies bewunderte, sprang drinnen eine lebende Katze, die der künstlichen ungemein ähnlich sah, auf die Fensterbank, setzte sich neben ihr Abbild und saß da, regungslos, als sollte sie photographirt werden. Schon aus geringer Entfernung betrachtet, war die künstliche Katze von der natürlichen nicht zu unterscheiden. Das habe ich nachher noch manch Mal angesehen und mich darüber gefreut.

Die alten Danziger Häuser besitzen eine Eigenthümlichkeit, die nicht zu ihren Vorzügen, deren sie sehr viele haben, gehört: die Treppen sind sehr steil, und auf den höheren Treppenfluren herrscht ägyptische Finsterniß. Fränzchen, die mich schon erwartete, hatte vorsorglich ein Lämpchen angezündet und in den Flur gehängt, ich wäre sonst vielleicht gegen meinen Wunsch, noch ehe ich oben angelangt war, schon wieder heruntergekommen und zwar ohne Benutzung der einzelnen Stufen. Nein, eine solche Treppensteilheit wie in Fränzchens Hause, hatte ich sonst in alten Danziger Häusern noch nicht gefunden. Dagegen konnten selbst die obersten Treppenpartien im Weichselmünder Thurm und im Danziger Rathhausthurm, die doch

hervorragend steil sind, nicht aufkommen. Unten im Hause sollte ein Korb stehen zur Aufnahme zerbrochener Knochen.

Fränzchen empfing mich mit großer Herzlichkeit und erschien munter wie eine Wachtel. In der Vorderstube stand auf dem Tisch ein kleines Frühstück.

„Du wirst doch ein Brötchen essen," sagte sie, „und ein Glas Wein trinken? Es ist Samos. Magst Du den?"

„O sehr gern," erwiderte ich. „Ich habe ihn zuletzt in Niehagen bei Wustrow im Dorfkrug getrunken. Der Krüger bekam ihn von einem Schiffskapitän, der ihn direkt von der Insel Samos mitbrachte. Ein köstlicher Wein!"

„Ja, auf sein Alter kann man sich schon eine kleine Herzstärkung gönnen."

„Rede Du mir nicht von Alter! Ich wollte eben zu Dir sagen: daß es Dir gut geht, sehe ich Dir an, und außerdem folgere ich es daraus, daß Du noch mit der Treppe hier im Hause fertig wirst. Zu solcher Rüstigkeit gratulir' ich Dir. Ich weiß ja, Du wirst nicht ruhig hier oben sitzen, sondern die schrecklichen Treppen bald aufwärts, bald abwärts steigen, oftmals am Tage. Du bist doch ein Vogel, der immerzu vom Zweige auf den Erdboden und vom Erdboden wieder auf den Zweig hüpft. Ich bin überzeugt davon, Du steigst noch ohne Mühe auf den Chimborasso, trinkst oben Kaffee, verzehrst den mitgebrachten Napfkuchen dazu und kommst noch an demselben Nachmittag wieder heruntergetanzt."

„Na, hör' mal, Du traust mir aber ein bischen viel zu. Uebrigens, woher weißt Du, daß es auf dem Chimborasso Kaffee giebt?"

„Ich weiß es nicht gewiß, denn ich bin noch nicht oben gewesen, aber ich nehme es an."

Darauf verließen wir die Cordilleren und begaben uns in bekanntere Gegenden. Sie hatte nach vielen zu

fragen, die zu meinem Kreise gehörten, und ich wieder nach andern, die ihr näher standen. Zuletzt kamen wir in die Danziger Niederung, nach Käsemark, wo ihr Vater, mein Onkel Dragheim — sie selbst ist Predigerswittwe seit vielen Jahren — Prediger gewesen ist. Mittlerweile aber wurde es Zeit für mich zu gehen. „Du besuchst mich doch auf der Festung?" sagte ich.

„Das versteht sich. Und dann, denk' ich, treffen wir uns ab und zu auf der Westerplatte beim Concert, nicht wahr?"

„Wenn ich nur 'raus kommen kann. Ich weiß ja noch nicht, wie es damit in Weichselmünde gehalten werden wird."

„I, Du wirst schon."

Als ich schon gehen wollte, fiel mir etwas ein. „Das hätt' ich bald vergessen," sagte ich, „ich habe etwas mitgebracht, das ich aufbewahrt haben möchte, hier die Tasche mit meinem photographischen Apparat. Ich weiß nicht, ob ich ihn auf die Festung mitnehmen darf. Heb ihn mir auf, ja? Aber um Eins bitt' ich Dich, Fränzchen: geh mir nicht dabei! Wenn ein Lichtstrahl da hinein fällt, ist alles hin."

„Ich werde doch nicht!" sagte sie.

Manchem vielleicht erscheint es unvorsichtig, daß ich sie auf etwas aufmerksam machte, woran sie sonst wohl gar nicht gedacht hätte. Seine Erfahrungen berechtigen ihn vielleicht dazu; wie dem aber auch sein mag, Fränzchen hat die Probe, auf die sie gestellt war, glänzend bestanden. Sie hat weder den Apparat untersucht und die Schrauben übergedreht, noch auch eines der Kästchen mit den lichtempfindlichen Platten geöffnet.

Als wir schon Abschied genommen hatten, rief sie mir noch zu: „Komm glücklich die Treppe hinunter!"

„Ich hoff' es," rief ich hinauf. „Wenn aber nicht, dann sei so gut, nach Weichselmünde zu melden, daß ich entzweigegangen bin, ohne es beabsichtigt zu haben, und vorläufig nicht kommen kann."

❦❦

Von Fränzchen ging ich zu Marie, die nicht sehr weit davon in der Straße „An der Reitbahn" wohnt, und holte unterwegs beim Gärtner ein paar Rosen für sie. Ich wußte, daß es schon lange mit ihrer Gesundheit sehr kümmerlich geht, wenn sie auch nicht fest liegt, und daß sie seit Jahren schon nicht mehr aus dem Hause gekommen ist. Sie empfing mich denn auch mit lauter Klage.

„Ach, Johannes," rief sie mir entgegen, „Du findest mich sehr zurückgekommen. Ich bin ganz elend und habe gar keine Freude am Leben mehr. Wie oft bitte ich den lieben Gott, mich von hier fortzunehmen, aber er thut's nicht."

„Ja, Marie," sagte ich, „da hilft nichts, wir müssen geduldig sein."

„Ich will's ja auch sein und bin es ja auch im Ganzen, aber es fällt doch manchmal zu schwer, wenn man sich selbst so zur Last ist."

„Aber bedenk' doch, es könnte noch schlimmer sein. Du leidest doch keine Noth, Du hast hier Deine nette Wohnung, und alte Freundinnen kommen zu Dir und erzählen Dir was."

„Das ist richtig, das thun sie. Und nun bist Du als ein alter Freund auch zu mir gekommen und besuchst mich. Das ist nett von Dir."

„Ich hatte schon Angst, daß ich Dir unwillkommen sein könnte. Nach dem, was mir begegnet ist, dachte ich, würdest Du vielleicht nicht mehr mit mir verkehren wollen."

„Wie konntest Du so denken? I, Du hast ja aber auch gar nicht so gedacht! Du bist wie Dein Vater, der auch immer Spaß machte."

„Nun, das ist gut, daß Du noch was von mir wissen willst. Eigentlich habe ich es auch um Dich verdient; ich habe Dich doch früher zu Deinem Geburtstag immer angesungen. Weißt Du das noch?"

„Ja, das weiß ich noch. Aber weißt Du noch, wann mein Geburtstag ist?"

„Ende März ungefähr."

„Richtig, den 30. März."

„So stimmt das also, wenn ich gesungen habe:

Auch der Dichter windet Kränze
Auf der Flur der Poesie.
Sind wir auch noch nicht im Lenze —
Unser Lenz bist Du, Marie!"

„Wann war das wohl? Es muß lange her sein."

„Wenn ich nicht irre, im Jahr 1851. Und mit dem Lenz stimmt das doch? Ende März war doch bei uns noch nicht vom Lenz die Rede. Weißt Du, es war ein Blumenhändler Lenz damals in Danzig, der ein sehr wohlberufenes Geschäft hatte, an den wurde gewöhnlich gedacht, wenn man vom Lenz sprach. Außerdem sprachen vom Lenz wohl nur wir Dichter. Wir, sage ich, denn zu der Dichterzunft gehörte ich ja schon und stand damals, wenn mich nicht alles täuscht, auf der Höhe meiner Erfolge. Sonst nannten wir die Zeit des Grünwerdens das Frühjahr. Wann aber wurde es grün? Schlugen die Linden vor Mitte Mai aus?"

„Nein, um Mitte Mai frühestens wurde die Allee grün." —

„Die Allee" ist die vom Olivaer Thore in Danzig

nach Langfuhr führende Lindenallee, die in den Jahren 1768—70 angepflanzt worden ist. Sie besteht aus vier Reihen holländischer Linden, und wenn in Danzig von „der Allee“ gesprochen wird, ist diese darunter zu verstehen. Auf einem Kupferstich von Chodowiecki ist ein Stück von ihr in damals noch jugendlichem Alter dargestellt.

Nachdem wir noch ein Weilchen von der alten Zeit geplaudert hatten, verließ ich Marie mit dem Versprechen, wieder bei ihr einzusehen. Das habe ich dann auch gethan.

Als ich aber von Marie fortging, stand vor mir ein Bild aus meiner Jugendzeit. In einer Stube eines Hauses in der Langgasse, vor dem damals noch ein Ahornbaum stand, sah ich sie mit ihren beiden Schwestern. Wie drei Vögelchen auf einem Stängelein saßen sie neben einander und rieben Mandeln. Ihr Vater nämlich war der berühmteste Marzipanbäcker von Danzig, und da er für den Weihnachtsbedarf viel zu backen hatte, wurde im Spätherbst schon mit dem Reiben der Mandeln angefangen. Das besorgten die Töchter des Hauses, und es war ein niedliches Bild, wie sie so neben einander saßen und Mandeln rieben. Wenn ich nicht sehr irre, mußten sie von jeder Mandel ein ganz kleines Stückchen abbeißen, um sie zu kosten; denn eine einzige bittere Mandel, die in den Teig gerieth, konnte einen ganzen Satz Marzipan verderben.

❧❧

Diese beiden alten Freundinnen besuchte ich, ehe ich auf die Festung ging, zwei andere, Gustchen und Elisabeth, habe ich später aufgesucht, als ich mit Urlaub nach Danzig kam.

Gustchen, auch eine Cousine von mir, lebt, nachdem ihr alles abgestorben, die Eltern, der Bruder und zuletzt die geliebte Schwester, allein jetzt, aber nicht vereinsamt,

in selbstloser Thätigkeit für ihre Mitmenschen, besonders für den ärmeren Theil derselben, und verrichtet so stillen Herzens noch ihr Tagewerk. Ich fand Gustchen in einer freundlichen kleinen Gartenwohnung auf Langgarten oder „auf dem langen Garten", wie man vordem sagte, als man noch mehr Zeit hatte. Von den Wänden ihrer Wohnstube grüßten mich aus alter Zeit her mir bekannte Bilder. In den Fenstern standen Topfpflanzen, und auch einige Vögel waren da: ein Staar in einem großen Käfig und in kleinen Käfigen ihm zur Seite ein Distelfink oder Stieglitz und ein Zeisig. Aber es war noch etwas Hübscheres in der Stube. An einem Tischchen saßen drei kleine Mädchen, mit einer Handarbeit beschäftigt.

„Das sind meine Schülerinnen," sagte Gustchen, „die werden von mir im Stricken und Nähen und andern guten Dingen, von denen Du nichts verstehst, unterrichtet."

Darauf kamen wir auf die Vögel zu sprechen. „Der Staar," sagte Gustchen, „ist wohl schon ein bischen alt. Früher sang er allerhand Liedchen, seit einiger Zeit ist er still geworden."

„So ist es ja auch bei den alten Menschen. Die singen auch nicht mehr, oder wenn sie es noch thun, klingt es nicht mehr nach was."

„Ja, das ist wohl so. Aber sieh mal den Stieglitz und den Zeisig an, die sind noch sehr munter. Bei ihnen ist aber etwas ganz Merkwürdiges. Wenn sie von einander getrennt sind, ist es, als wollten sie durch das Gitter durch, um zu einander zu kommen, und wenn ich sie zu einander lasse, geht sofort das Zanken zwischen ihnen los."

„Ja, das ist merkwürdig, Gustchen, aber dasselbe kommt mitunter auch bei Menschen vor."

„Meinst Du?"

Dann sprachen wir von Löblau auf der Danziger

Höhe, wo Gustchens Vater, mein Onkel Gehrt, Prediger gewesen ist. Von Pröbbernau auf der frischen Nehrung, seiner ersten Stelle, war er dorthingekommen. O was war Löblau schön! Da gab es Wald, Heidekraut, Schluchten und springendes Wasser. Wir sprachen auch von dem Knecht Johann, den wir Kinder den Grafen von Mehrmehr nannten. Das kam daher, weil er, wenn er bei Tisch aufwartete und wir ihm nicht genug von einem Gericht zu nehmen schienen, in seiner treuherzigen Weise „Mehr, mehr!“ zu uns zu sagen pflegte. Auch von Munter, dem Hunde, war die Rede, der von den Guten geliebt und von den Bösen gefürchtet war. Seinen Namen führte er mit Recht, er war sehr munter und wachsam.

Nachdem ich mich von Gustchen, den drei kleinen Mädchen und den drei Vögeln verabschiedet hatte, besuchte ich Elisabeth, die nicht weit von Gustchen entfernt auch auf Langgarten wohnt. Sie war die Freundin meiner ältesten Schwester Elise gewesen, die nun seit sechzehn Jahren schon todt und fern ihrer Heimath begraben ist. Sie war ein außergewöhnliches Mädchen mit schneeweißem Teint und schwarzem Haar. Es hieß, sie sei zu Schiff nach Danzig gekommen, weither aus Irland, in Danzig aber wohnte sie allein mit einer alten Haushälterin. Sie galt als eine Männerfeindin, und daß meine älteste Schwester sich spät noch verheirathete, hat sie ihr wohl nie ganz vergeben. Nun lebt Elisabeth seit Jahren schon im Hospital von St. Barbara auf Langgarten, wo sie sich eingekauft hat. Da fand ich sie in einer sehr geräumigen Wohnung, die hübsch mit alten Möbeln und allerlei Hausrath längst vergangener Zeit ausgestattet ist. Kurz, es ist eine sehr nette Wohnung, nur fehlte es darin an frischer Luft, weil wahrscheinlich die Fenster seit langer Zeit nicht geöffnet worden waren. Das Fensteraufmachen hat ja

seine zwei Seiten: es bringt frische Luft in die Wohnung, aber es kommen auch durch die geöffneten Fenster Fliegen und Mücken und wer weiß was sonst noch für kleine Ungeheuer, die man nicht gern in den Zimmern hat.

Elisabeth hatte schon auf mich gewartet und sich erkundigt, warum ich denn nicht käme. Nun ich endlich kam, war sie sehr erfreut. „Da bist Du doch," sagte sie, „ich hatte schon Angst, Du würdest gar nicht zu mir kommen."

„Das versteht sich doch von selbst, daß ich komme. Aber hör' mal, unter obwaltenden Umständen kannst Du eigentlich leichter zu mir kommen, als ich zu Dir. Wann kommst Du denn einmal auf die Festung?"

„Ich glaube, das getrau' ich mich nicht, wenn Du mir auch dafür bürgst, daß sie mich nicht gleich da behalten. Sieh mal, in diesem Sommer bin ich bis jetzt noch nicht ein einziges Mal aus dem Hause gewesen. Mit den elektrischen Bahnen, die sie jetzt haben, ist das eine so unsichere Sache. Wenn man irgendwo aufsteigt, weiß man doch gar nicht, wohin man kommt, und wie soll man sich dann nachher zurückfinden? Und des Abends sind die ganzen Straßen voller Bowkes."

„Ich will Dir etwas sagen, Du thust Dich mit Gustchen zusammen. Wenn die bei Dir ist, bist Du ganz sicher."

„Das ist ein guter Gedanke. Ja, Gustchen, die kommt mir vor wie ein Löwe, so viel Muth hat sie und so gut weiß sie sich zurecht zu finden. Ueberall fährt sie hin und kommt richtig an. Sie ist so ruhig und so still und dabei, glaube ich, fürchtet sie sich vor nichts."

„Das ist auch meine Meinung. Abgemacht also, Ihr kommt?"

„Ja, wir kommen."

Wirklich ist sie mit Gustchen zusammen zu mir auf die

Festung gekommen. Das war ihr erster Ausgang im Sommer 1898 und ist, wie ich vermuthe, auch der letzte geblieben.

Nachher, als ich freigelassen war, habe ich sie noch einmal besucht, um mich von ihr zu verabschieden. Sie hatte wohl gedacht, daß ich noch kommen würde, und hatte etwas, das sie mir mitgeben wollte, zurecht gelegt.

Nachdem wir uns begrüßt hatten, holte sie zwei kleine Packete und sagte: „Hier habe ich etwas herausgesucht, das Du mitnehmen sollst als Andenken an mich."

Als sie dann das erste Packetchen, aus dem ein Besteck hervorkam, geöffnet hatte, fuhr sie fort: „Hier ist alles zusammen, Löffel, Messer, Gabel und auch Korkenzieher. Sie sagen ja, Du machst immer so weite Fußtouren; dabei kannst Du so etwas gut brauchen, nicht wahr, Hans?"

„O ganz gewiß," entgegnete ich, „zumal wenn ich etwas zu essen und zu trinken bei mir habe."

„Dafür mußt Du schon sorgen, denn von hier aus kann ich Dir das nicht immer schicken. Aber Du kannst das Besteck brauchen — ja?"

„Ich habe mir gerade ein solches Besteck sehr gewünscht."

„Und sieh mal" — sie wickelte dabei das andere Packetchen auf — „hier ist ein Brennglas an einem langen Stiel. Damit kannst Du nach der Sonne sehen."

„Hast Du das schon einmal gethan, Elisabeth?"

„Nein."

„Das hab' ich mir gleich gedacht, Du hättest sonst wahrscheinlich Dein Augenlicht verloren."

„Was Du sagst! Nun, ich habe nur so gehört, Du weißt das ja alles besser. Aber, nicht wahr, Du kannst das Brennglas brauchen?"

„Sehr gut kann ich es brauchen. Und nun habe Dank für die Freundschaft, die Du mir erhalten hast, und für die

kleinen Geschenke, die Du mir mitgiebst. Lebe wohl, auf Wiedersehen!"

„Sag' lieber nicht: auf Wiedersehen! Wer weiß, wann Du wieder herkommst, und kommst Du wieder her, dann werde ich todt sein. Du bist so viel jünger als ich, und es ist das Natürliche, daß Du mich überlebst."

„Nach dem Alter geht das doch nicht."

„Darin hast Du ja recht, aber man denkt doch so, und ich möchte es auch nicht anders haben. Bedenk' es doch nur, ich stehe ja ganz allein da, Du hast Frau und Kinder — viele Kinder, nicht wahr? Wie viel Kinder hast Du eigentlich?"

„Am Leben sind sieben."

„Sieben — das hab' ich ja auch gehört. Sieh, für die mußt Du leben. Außerdem hast Du auch zu thun noch, Du schreibst ja wohl so viel?"

„Ja, ziemlich viel schreib' ich."

„Also leb' noch hübsch lange und bleib gesund dabei."

„Das will ich thun, wenn nicht ein Anderer etwas dagegen hat. Also leb' wohl! Und darf ich doch sagen: auf Wiedersehen?"

„Wenn Du darauf bestehst, meintwegen."



Die Zweiundneunzigjährige.

In Danzig fand ich lebend noch eine Tante, die, während ich auf der Festung war, ihr zweiundneunzigstes Lebensjahr vollendete. Sie war eine rechte Cousine meines Vaters, 1806 geboren und elf Jahre jünger als mein Vater. Sie hatte einen Prediger Mischke geheirathet, der zu meiner Jugendzeit Pfarrer zu Gotteswalde in der Danziger Niederung war. Dorthin kam ich als Kind im Sommer manch Mal von dem nicht weit davon gelegenen Wotzlaff. Pfarrer in Wotzlaff war mein Onkel Gehrt geworden, nachdem er von Pröbbernau auf der Nehrung nach Löblau auf der Höhe und von da in die Niederung gekommen war. Dabei hatte er sich immer verbessert, denn auf der Nehrung gab es nur Heide, auf der Höhe war schon gutes Kartoffelland, in der Niederung aber schwerer Weizenboden.

Ich erinnere mich noch an einen Tag, an dem wir von Gotteswalde nach Wotzlaff zurückfuhren. Es war am Abend, als es schon dunkel geworden war, so lange hatten wir eines schweren Gewitters wegen warten müssen. Noch lag die Luft still und schwül auf Kornfeldern und Wiesen, und am Himmel leuchtete es noch auf. Hie und da aber hatte der Blitz gezündet, und wir sahen eine ganze Anzahl von Feuern. Ich saß auf dem Bock neben

dem Knecht, der uns fuhr. Der zeigte mit der Peitsche nach den Feuern hin und sagte: „Das ist da und das da!" und nannte die Orte dabei.

Diese Tante wohnte seit dem Tode ihres Mannes in Danzig, gepflegt von ihren Töchtern, die mit zärtlicher Sorge um sie waren. Als ich kam, um sie zu besuchen, mußte ich erst ein Weilchen warten. Dann hieß es, nun solle ich in ihre Stube hineingehen, damit sie mir die Hände gebe und mich küsse. Als ich eintrat, fand ich sie auf ihrem Bett liegend. Sie streckte mir die Hände entgegen und sah mich freundlich an. Ich mußte mich neben ihr Bett setzen, und wir sprachen eine Zeit lang mit einander. Sie war wunderbar klaren Geistes und wußte um mich und meine Familie genau Bescheid.

Ehe ich ging sagte sie zu mir: „Ich möchte wissen, Hans, ob Du Deinem Vater ähnlich siehst. Meine Augen sind ein bischen schwach, setze Dich einmal auf den Stuhl da am Fenster, dann seh' ich Dich besser."

Ich that so, und nachdem sie ein Weilchen mich angesehen hatte, sagte sie: „Ja, ja, Du hast etwas von Deinem Vater."

Am 6. August war ihr zweiundneunzigster Geburtstag. Am Tage vorher hatte ich Badeurlaub, den benutzte ich dazu, auf den Dünen, auf der Strandheide, in Hecken und an Gräben Blumen zu pflücken. Daraus band ich anderen Tages einen Strauß zusammen, so hübsch ich nur konnte. Den brachten ihr dann meine Frau und mein Töchterchen mit diesen Versen:

Wie soll es heut wohl uns gelingen
Dich zu erfreun? Sag' selber Du!
Wir möchten ein Geschenk Dir bringen
Und fühlen uns zu arm dazu.

So nimm, was auf dem Feld erblühte,
Was Liebe Dir zum Strauße band;
Es spricht zu Dir von dessen Güte,
Der alles hat in seiner Hand.

Von dem ward Dir so viel gegeben,
Was Du mit Dank empfangen hast:
Ein langes segensreiches Leben,
Das Dir bis heut nicht ward zur Last.

Du blickst nicht hoffnungslos und trübe,
Du siehst uns an so fromm und klug.
Es sagt Dein Blick: „Gott ist die Liebe!
Ihr Kinder, ist das nicht genug."

Ich habe sie nachher noch zwei Mal besucht, einmal im September, als ich, der Freiheit zurückgegeben, noch in meiner Vaterstadt weilte, und dann im November, als mich ein günstiger Zufall noch einmal nach Danzig geführt hatte. Damals im November war sie schon einmal so schwach gewesen, daß ihre Kinder geglaubt hatten, es ginge zu Ende mit ihr; aber sie kam wieder auf. Am 16. Februar dieses Jahres ist sie sanft eingeschlafen und am 20. in Gotteswalde neben ihrem Gatten begraben worden.





Episteln an einen Freund.

Dritte Epistel.

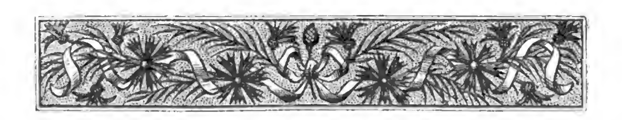
Ja, Du hast Recht, ich bin durchaus zufrieden
Mit dem, was anfangs mir nur leidlich schien:
So manches ist, so vieles mir beschieden,
Was Du nicht hast im greulichen Berlin.
Und manches, was Du hast, entbehr' ich gerne,
Weil es nicht hübsch ist, nur die Ruhe stört;
Am Thor der Posten hält mir alles ferne,
Was in die Sommerfrische nicht gehört.
Du armer Mensch, was hast Du dort zu leiden,
Viel mehr im Käfig sitzest Du als ich
Hier auf der Veste, statt Dich zu beneiden,
Bin ich voll Mitleids und bedaure Dich.
Den Himmel selbst, den immer die Poeten
Als herrlich preisen — und dem stimm' ich bei —
Erblickst Du nur liniirt mit Eisendrähten,
Ich aber, der Gefangne, seh' ihn frei.

Darf ich mich etwa nicht vom Platze rühren?
O keineswegs! Der Posten an dem Thor,
Der sonst so strenge, läßt mich frei passiren,
Halt ich ihm ein beschriebnes Blättchen vor.
Ich darf mitunter mich ins Freie wagen
Auf kurze Zeit und halt' das für ein Glück,
Wenn auch ein wenig stört es mein Behagen,
Zu fühlen, daß mich einer hält am Strick.
Den weißen Strand seh ich mir freundlich winken
Und eil' ihm zu, der ja so nah mir ist.
Mit Freuden seh' ich auf der Düne blinken
Der Seestrandsdistel holden Amethyst.

Nicht nur im Traume kann ich jetzt versetzen
Mich in die Stadt, die mir so sehr gefällt,
Mein Danzig seh' ich mit all seinen Schätzen
Und freue mich, daß dort ich kam zur Welt.

Ich hab mir's angesehn von allen Seiten,
Und ob es sehr sich auch verändert hat,
Es ist und bleibt — wag's einer zu bestreiten! —
Von aller Welt die allerschönste Stadt.
Die engen Gassen geh' ich auf und nieder,
Wo all die schönen Giebelhäuser sind,
Und zu dem einen zieht's mich immer wieder,
In dem ich aufgewachsen bin als Kind.
Selbst vor die Stadt ein Stückchen kann ich wandern,
Und etwas nur dabei bekümmert mich:
Ein bischen neidisch blick' ich auf die andern,
Die so viel weiter dürfen gehn als ich.
Ich muß wohl zusehn, nicht mich zu verspäten,
Und weit zu wandern ist mir nicht vergönnt,
Indeß ich darf den schönen Saum betreten,
Der von der Niederung die Höhe trennt.
In Busch und Wald, wo muntre Bäche springen,
Schau' ich hinein; ein Rauschen trifft mein Ohr,
Und eines Vogels Stimmchen hör ich klingen,
Das kommt so traulich und bekannt mir vor.

Genug davon! Du bist in vollem Rechte,
Mich zu beneiden hier um meine Ruh.
Ich bin so gut Dir, daß ich wünschen möchte,
Ich wäre draußen und hier säßest Du.
Ein Narr wär' ich, wenn ich dem Schicksal grollte,
Das sag' ich ehrlich — blick' mir ins Gesicht.
Ich wüßte nicht, was ich noch haben wollte,
Denn alles hab' ich — nur die Freiheit nicht,
Und um die Freiheit — was ich Dir gestehe,
Sag's keinem wieder! — thöricht, wie ich bin,
Gäb' ich den Strand, die Niedrung und die Höhe
Und Danzig mit all seinen Schätzen hin.



Der Fischmarkt in Danzig.

Ueberall, wo ein Fischmarkt ist, lohnt es sich dahinzugehen; man kann darauf rechnen, daß man daselbst immer etwas Interessantes zu sehen und zu hören bekommt. Den Fischmarkt meiner Vaterstadt Danzig habe ich besucht, so oft mein Urlaub so gelegt war, daß ich es thun konnte, und nie hat es mir dort an Belehrung und Ergetzung gefehlt. Des Vergnügens ist ja so viel an Orten zu finden, wo es von wenigen gesucht wird.

Der Danziger Fischmarkt ist zunächst schon außerordentlich hübsch gelegen. Er erstreckt sich auf dem Bollwerk über der Mottlau von dem alten Thurm, der „der Schwan" genannt wird, bis zum Johannisthor, dem Landungsplatz der zwischen Danzig und Neufahrwasser fahrenden Dampfer. „Der Schwan" ist das Einzige, was die Danziger, als sie 1454 in nicht unberechtigter Erbitterung das Schloß des deutschen Ordens zerstörten, davon übrig gelassen haben. Sonst erinnern nur einige Straßennamen noch daran, daß in dieser Gegend einmal die starke Ordensburg gestanden hat. Vom „Schwan" abwärts heißt die Straße, die nur eine Häuserreihe hat — auf der anderen Seite ist ja die Mottlau — „Am brausenden Wasser". An den „Schwan" sind ein paar Häuschen auf entzückende Art angebaut. Davon ist das größte „oben

breit und unten schmal", wie es von der Linde im Volksliede heißt, denn unten hat es neben der Hausthür nur ein Fenster, in dem Stockwerk darüber aber drei und in dem obersten vier. In diesem Häuschen wohnen ein Fischhändler und ein Schuhmachermeister, und außerdem befindet sich darin der Gasthof zur Stadt London. Unter dem Hause mündet ein Radaunecanal, dessen Wasser sich mit wirklich lautem Brausen in die Mottlau ergießt. Wie hübsch, dachte ich bei mir, muß es sein, über dem brausendem Wasser zu wohnen.

Eigentlich heißt Fischmarkt der Platz hinter der Häuserreihe an der Mottlau, zu dem man vom Wasser aus durch das Häkerthor gelangt, der eigentliche Fischhandel aber hat sich auf dem Bollwerk festgesetzt; auf dem Fischmarkt, der eigentlich so heißt, wird mit Garten- und Feldfrüchten, auch mit Blumen und Kräutern gehandelt. Ein Theil aber des ganzen Marktes befindet sich auf dem Wasser selbst und zwar auf einer Reihe von Kähnen, die am Bollwerk liegen und mit Segeltuch überspannt sind. Wenn ein Dampfboot vorbeikommt, werden sie ein wenig geschaukelt. Auf diesen Kähnen blüht der Handel mit Obst, mit Käse und mit geräucherten und gesalzenen Fischen, die neben den frischen ja an einem solchen Platz eine sehr bedeutende Rolle spielen.

Am meisten Interesse für mich hatten die frisch gefangenen Fische, Süß- und Salzwasserfische — letztere natürlich wogen vor. Es war immer viel Waare am Platz, ausgenommen Montags, was durch den vorausgegangenen Sonntag sich leicht erklärt. Für mich war es ein großes Vergnügen, zwischen den Reihen der Händler oder vielmehr Händlerinnen — es sind fast ausschließlich Frauen — hindurchzugehen, zuzusehen und zu hören. Auf der einen Seite, am Wasser, saßen sie vor ihren, auf sehr primitive Art hergestellten Verkaufstischen; auf der andern

Seite, an den Häusern entlang, standen sie, die Frauen von der Nehrung (die „Nehrungschen“) jede neben ihrer Kiepe, in der rechten Hand ein Gericht Flundern (je nach der Größe 10—20) haltend, die mit durch die Kiemen gezogenen Binsen zusammengebunden waren.

Den ersten Tag schon hörte ich, was ich erwartet und worauf ich mich gefreut hatte: es war auf dem Fischmarkt in Danzig noch die Rede von Achtehalbern, von halben Gulden und von Düttchen. Achtehalber, das heißt siebeneinhalb altpreußische, eigentlich aber polnische Groschen, waren soviel wie zweieinhalb Silbergroschen in neuerem, 25 Pfennig in neuestem Gelde. Dem polnischen Kupfergroschen entsprach unser kupfernes Vierpfennigstück. Dreißig Groschen waren ein Gulden. Ein Gulden wurden zu meiner Jugendzeit in Danzig allgemein zehn Silbergroschen genannt, fünf Silbergroschen hießen nicht anders als ein halber Gulden. Siebeneinhalb Silbergroschen oder fünfundsiebenzig Pfennig waren und sind keine runde, aber doch eine im Handel sehr gangbare Summe, wir hatten dafür nur die Bezeichnung drei Achtehalber, womit die früheren Berliner „sechs Dreier“ zu vergleichen sind. Ein Silbergroschen hieß bei uns ein Düttchen.

Und diese Benennungen, die schon im Anfang dieses Jahrhunderts nicht mehr auf wirklich vorhandene Münzen sich bezogen, waren im Sommer 1898 noch auf dem Danziger Fischmarkt zu hören. Sie werden sich auch noch weit in das nächste Jahrhundert hinein erhalten.

Als ich eines Tages an den Nehrungschen vorbeiging, hörte ich, wie eine Frau aus dem Volk, die mit ihrem Marktkorb kam, mit dem gewöhnlichen Anruf: „Ei, schöne Flinderchen?!“ zum Kaufen verlockt werden sollte. Sie blieb vor der Händlerin stehen und fragte: „Was kost't's Bundchen?“

„'ne Mark!" war die Antwort.

„Aber Frauchen," sagte die gute Familienmutter, „sei'n Sie doch vernünftig! Für die Flinderchen sind doch drei Achthalber lange genug." Aber Frauchen wollte nicht vernünftig sein, behauptete, es sei lange nichts gefangen worden und würde auch sobald nichts wieder gefangeu werden, und verharrte auf ihrem Standpunkt. Die Frau aus dem Volke ging weiter und kaufte wahrscheinlich ein Gericht „Pomuchelchen" (das ist Dorsch), die billiger angeboten wurden. Ich war noch eine Weile auf dem Markt umhergegangen, da raunte mir „der Schalk, der Versucher" etwas ins Ohr, das ich ausführte, das mir aber schlecht bekam. Ich begab mich wieder in die Gegend der Nehrungschen, schlenderte da umher, und nicht lange dauerte es, da wurde ich angerufen mit den Worten: „Ei 'n Bundchen Flinderchen, schönes Herrchen!?"

„Was kost't's Bundchen Flinderchen?" fragte ich.

„'ne Mark," war die Antwort.

„Aber Frauchen," erwiderte ich, „sei'n Sie doch vernünftig! Drei Achthalber sind doch reichlich genug." Nun erwartete ich, sie würde mir ebenso antworten, wie sie der Danziger Hausfrau geantwortet hatte. Statt dessen begab sich etwas Unerwartetes, Schreckliches. Ich mußte ihr — Gott weiß weshalb — wohl sehr gefallen haben — denn mit den Worten: „Sie haben sie für drei Achthalber!" reichte sie mir das Gericht Flundern hin. Dies hören und mich im Gedränge verlieren war für mich das Werk eines Augenblicks. Was hätte ich als Festungsstubengefangener mit dem Bund Flundern anfangen sollen? Nun ja, ich hätte sie Mutter Zilian mitnehmen und sie ihr für die Küche stiften können; daran aber dachte ich im Augenblick nicht, mich beherrschte ganz der Gedanke, daß ich diese kalt-schlüpfrige Beute stundenlang mit mir herumtragen müßte, und so entfloh ich. Als ich nach

einem Weilchen mich umdrehte, sah ich die Frau, wie sie dastand einer Bildsäule gleich, in der ausgestreckten Rechten immer noch das Gericht Flundern haltend. Für einen Bösewicht wird sie mich nicht gehalten haben, jedenfalls aber für verrückt oder für „dwatsch“, wie es bei uns heißt. Das aber ist nicht gar so schlimm und ist auch andern schon begegnet, ohne daß sie dadurch an ihrem Renommée erheblich verloren haben.

Auf genauere Auseinandersetzungen mit den Fischfrauen sich einzulassen, vermeidet man doch besser. Stumm ist der Fisch, die Fischfrau aber — ich meine nicht das Fischweibchen, sondern die Fischhändlerin — ist beredt. Längere Zeit verweilte ich vor dem Verkaufsstand einer Süßwasserfischhändlerin auf dem Fischmarkt in Danzig und sah mir ihre Waare an. In einem Bottich hatte sie außer andern Fischen auch einen Wels, das ist ein Fisch, der durch seinen dicken Kopf, seinen großen Mund und seine langen Bartfäden sehr auffällt. Neben mir hatten sich ein paar Jünglinge aus der Arbeiterwelt aufgepflanzt, deren Aufmerksamkeit ebenfalls der Wels erregt hatte. Das verdroß die Matrone schon sehr, und als einer von ihnen fragte: „Was ist das?“ erwiderte sie vor Zorn bebend: „Ein Fisch!“

„Nein,“ sagte der Bube, der gefragt hatte, „ein Fisch kann das nicht sein, denn bei Fischen kommen niemals Schnurrbärte vor.“ Da wurde sie aber roth wie eine Päonie und gerieth ganz außer sich. „Rumtreiber“ war noch der mildeste Titel, den sie den ungebildeten Menschen ertheilte. Unfähig, sich zu vertheidigen, rissen sie aus, und da ich fürchtete, die Welsbesitzerin könne annehmen, ich wäre im Complott mit ihnen gewesen, folgte ich ihrem Beispiel.





Die rothen Disteln.

Die rothen Disteln hab' ich gern
Und liebt' sie immer sehr;
Seit mir viel andre Blumen fern,
Schätz' ich sie noch viel mehr.

Sie stechen zwar, das ist ihr Brauch,
Drum, rath' ich, laß sie stehn.
Du darfst ja sonst nicht alles auch
Anrühren, was da schön.

Schön sind sie, es muß selbst der Neid
Gestehn, daß schön sie sind.
Trägt denn ein solches Spitzenkleid
Der reichsten Leute Kind?

Hier auf dem Walle blühn sie nun,
Gefangnem Mann zur Lust.
Meinst, daß das viele Blumen thun?
Mir ist das nicht bewußt.





Nachtleben auf der Festung.

Um 8 Uhr Abends beginnt auf der Festung die officielle Nacht. Dann muß jeder in seiner Zelle oder in seinem Zimmer sein, und das Thor wird zugeschlossen. Wehe dem, der sich auf seinem Urlaub verspätet und nach Thoresschluß erst über die Zugbrücke kommt! Natürlich kann es ja vorkommen, daß einer unterwegs von Unwohlsein, zum Beispiel von Krämpfen, befallen wird, eine Stunde lang bewußtlos unter einem Weidenbaum liegt und in Folge dessen zu spät zurückkommt. Ein solcher Unfall, der sich ja zum Glück nicht oft ereignet, entschuldigt selbstverständlich.

Im Allgemeinen also war um acht Uhr Feierabend geboten. Dann wurde es still und bald auch dunkel. Nur hie und da leuchtete aus einem Zellenfensterchen ein Lämpchen, aber nicht sehr lange, denn die täglich gewährte Ration Petroleum reichte nicht allzu weit. Dann schwebte draußen die geräuschlose Nachtschwalbe umher, um den Thurm flatterte die verschwiegene Fledermaus, und vom Himmel hernieder blickten auf die dunkeln Wälle und in das stille Wasser die längst nicht mehr neugierigen Sterne.

Manchmal, wenn ich in der Nacht aufwachte, sah ich nach, ob es sternenklarer Himmel wäre, und war das der Fall, zog ich mich an und schlich leise hinaus auf die Bastion I. Da stand oben an der Spitze ein primitives Bänkchen, aus einem kleinen Brett bestehend, das auf zwei kurze Pfähle gelegt war. Man mußte in der Mitte Platz nehmen, denn setzte man sich auf eines der beiden Enden, so schlug das Brettchen um, und man kam auf den Boden zu sitzen. Um die beiden Stützen des Brettchens sproßte üppig die duftende Blume Diplotaxis, und unter dem Bänkchen wuchs ein hübscher Lauch, Allium oleraceum mit botanischem Namen. Auf das Bänkchen setzte ich mich, rauchte meine Pfeife wie ein guter Bürger, der im Schutze des Gesetzes sich wohl fühlt, und erfreute mich an dem Sternenhimmel und an dem Leuchtfeuer von Hela, das in gleichmäßigen Intervallen aufglänzte, verschwand und wiederkam. Im August gab es auch viele Sternschnuppen zu sehen, leider versäumte ich stets, wenn ich eine am Himmel hinschießen sah, mir etwas dabei zu wünschen. Ich tröste mich aber damit, daß auch denjenigen, die bei solcher Gelegenheit stets rechtzeitig einen Wunsch bei der Hand haben, nicht alles, was sie sich wünschen, eintrifft.

Durch derartige kleine Ausflüge bei Nacht übertrat ich die Instructionen, die jedem, der in die Festung als Gefangener einzieht, zum Durchlesen und zur Nachachtung überreicht werden. Daraus machte ich mir aber kein Gewissen, weil ich mir sagte: das bleibt zwischen uns beiden, der Nacht und mir. Einmal aber habe ich doch mich mit andern zusammen gegen die Gefängnißordnung vergangen, weil ich mir anders nicht zu helfen wußte.

Es war an meinem Geburtstag. Am Vormittag waren wir, die Meinen und ich, mit listig zusammen-

gelegtem Kirchen- und Badeurlaub zu Schiff nach Zoppot gefahren, am Nachmittag bekam ich in der Zelle viel lieben Besuch aus Danzig, am Abend aber gab ich nach löblichem altem Brauch meinen Mitgefangenen im Festungsgärtchen etwas zum Besten. Dabei saßen wir ein gutes Stückchen über die Feierabendstunde hinaus draußen. Es war zu verlockend! Der Tag war schön gewesen, aber sehr heiß. Nun, nachdem die Luft sich etwas abgekühlt hatte, saß es sich so angenehm draußen, drinnen in den Zimmern aber, in die sich überhaupt nur sehr schwer frische Luft hineinbringen ließ, war es so dumpfig und so schwül und so mückig. Dazu mundete der kühle Wein gar zu gut.

Mehrere Male wurde bemerkt, daß der Wachthabende sich näherte, dann drehte einer die Lampe aus. Das, ich gebe es zu, war nicht in der Ordnung. Allerdings war es in Göttingen zu meiner Zeit Brauch, daß wenn nach Feierabend (in der hannöverschen Zeit wurde noch Feierabend geboten) der Pedell oder, wie wir sagten, der Pudel Huch zum zweiten Mal auf der Kneipe erschien, um nachzusehen, ob noch einer da wäre, von uns Füchsen die Lichter ausgemacht wurden; doch das geschah von jungen Studenten, ältere Männer sollten sich solcher Mittel, der Obrigkeit ein Schnippchen zu schlagen, nicht bedienen. Darin mußte ich dem Leutnant, als er uns anderen Tages auf dem Hof antreten ließ und uns eine Standrede hielt, recht geben.

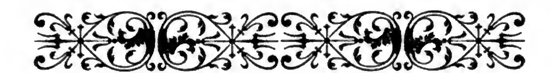
Zuletzt verlor der Wachthabende die Geduld. Plötzlich stand er vor uns in Begleitung von zwei Mann, von denen einer eine Laterne trug, und sprach: „Wenn Sie sich nicht den Augenblick auf Ihre Zimmer verfügen, lasse ich den Garten gewaltsam räumen.“

Ich stand auf und sagte zu dem Gewaltigen: „Wir gehen sofort. Ich will nur zu unserer Entschuldigung sagen, daß hier ein Geburtstag gefeiert wird, und zwar der meine. Das entschuldigt uns vielleicht einigermaßen. Mein Gottchen, man wird doch nur einmal einundsechzig Jahr alt. — Sie brauchen mir nicht zu gratuliren, aber haben Sie noch eine Sekunde Geduld, ehe Sie Ihre Drohung wahr machen. Ich bemerke, daß noch eine Flasche vorhanden ist. Eben wird sie — Sie hören es — aufgezogen, und im Umsehen wird sie geleert sein."

Der Wachthabende sagte nichts, blieb aber ruhig stehen, hinter ihm die zwei Mann. Es wurde eingeschenkt, angestoßen und ausgetrunken, dann gingen wir auseinander. Dabei flüsterte der eine dem andern etwas zu. —

Wenn die Nachtschwalbe eine halbe Stunde darauf die Bastion I umflogen hätte, würde sie — sie sieht ja gut in der Nacht — bemerkt haben, daß dort dunkele Gestalten sich zu schaffen machten, und daß im bethauten Grase ein Korb mit Flaschen stand. Wiedergesagt hätte sie keinem etwas davon, und ebenso ist auch absoluter Verlaß auf die Fledermaus und auf die Sterne.



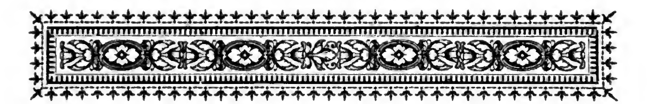


Blickfeuer.

Die dunkle Nacht sank auf das Meer hernieder,
Da glänzt das Licht vom fernen Leuchtthurm auf,
Nach dem der Schiffer lenkt des Schiffes Lauf —
Aufglänzt es und verschwindet und kehrt wieder.

So war schon oft entschwunden meinem Blick
Das Licht, in dem er Ruh' und Frieden findet;
Doch ob es auch in Finsterniß verschwindet,
Mir sagt mein hoffend Herz: es kehrt zurück.





Die sieben Rosenjungfrauen, der Baumkuchen und der Pastinakkranz.

Am dritten August bewegte sich über die Zugbrücke und durch das Thor der Festung Weichselmünde ein eigenartiger Zug. Voran schritt ein Mann, der einen anscheinend mit Rosen gefüllten Korb trug, ihm folgten, eine hinter der andern, sieben junge Mädchen, deren jedes in der Hand einen Rosenstrauß hielt.

Der Wachtposten rieb sich die Augen, denn er glaubte zuerst, er träume. Dann kam er, wie ich annehme, auf die Vermuthung, er hätte eine Fata Morgana oder Luftspiegelung vor sich. Aber ehe er sich noch ganz klar darüber werden konnte, war der Zug schon vorbei, und er kam nun wahrscheinlich auf seinen ersten Gedanken zurück, daß er geträumt habe. An einem heißen Augustnachmittag kann man ja auch stehend mit dem Gewehr im Arm träumen.

Der Zug bewegte sich weiter über den Hof hinüber, da wurden einige meiner Mitgefangenen, die im Gärtchen saßen, seiner ansichtig. Sie warfen die Karten hin, sprangen auf und zogen die Hüte. Da sie meist katholisch waren, dachten sie zunächst an eine Prozession.

Weiter ging der Zug den Berg hinauf auf den Wall, trat in das Gebäude ein und stand plötzlich vor mir. Im ersten Augenblick war ich sehr überrascht, faßte mich aber schnell, denn in dem Zugführer erkannte ich einen Danziger Maler, mit dem zusammen ich die Weichselfahrt gemacht hatte. Dieser Maler, der seitdem Professor geworden ist, hatte eine Schule in Oliva, in der er malen lehrte, und war mit seinen sieben jungen Schülerinnen gekommen, um mir einen Gruß zu bringen. Dafür bedankte ich mich, so gut ich im Augenblick Worte finden konnte.

Es war nicht ganz leicht, die lieben Gäste zu setzen, denn im Gefängniß ist man auf solchen Besuch nicht eingerichtet, endlich aber hatte doch jede ein Plätzchen gefunden. Als ich ihnen dann Wein anbieten wollte — Wein hatt' ich im Kleiderschrank — fehlte es wieder an Gläsern. Doch auch das war so schlimm nicht, da je zwei bis drei von ihnen erbötig waren, gemeinsam aus einem Glase zu nippen. Alsdann gab es noch eine Ueberraschung, als meine Frau, wie es auch sonst in den Nachmittagsfreistunden geschah, mich zu besuchen kam und die ganze Zelle voll junger Mädchen und Rosen fand. Aber sie fand das durchaus in der Ordnung, denn das Ganze war wie ein Märchen, und in einem Märchen wundert man sich über nichts.

Bei der Ueberreichung der sieben Rosensträuße war mir in Versen gesagt worden, ich solle sie nicht in Wasser stellen. Daran dachte ich am Abend nicht, sondern stellte sie doch in Wasser, bis auf einen, den ich vergaß. Am andern Morgen bemerkte ich, daß das Wasser dunkelbraun geworden war. Wodurch das veranlaßt war, sah ich ein, als ich den vergessenen Strauß aufband und zwischen den Stielen eine Cigarre, und zwar war es eine feine Havannah, fand. Mit Schrecken wurde mir nun alles klar. Die eine

gerettete Cigarre rauchte ich auf; sechs andere waren ausgelaugt und ungenießbar geworden, die warf ich aus dem Fenster. Am Vormittag aber kamen Artilleristen auf den Festungshof, um Geschosse nach den Strandschanzen zu schaffen. Bald der, bald jener von ihnen bemerkte eine der weggeworfenen Cigarren und hob sie auf, um sie sogleich wieder, als er sie ganz durchfeuchtet fand, wegzuwerfen; und das that er dann mit dem Ausdruck herbster Enttäuschung. Vom Fenster aus sah ich dem zu und amüsirte mich darüber. Ganz recht war das nicht, das gebe ich zu, aber so hatte ich doch noch etwas von den Cigarren.

In dem Korbe fand ich, als ich ihn auspackte, unter Rosen eine Flasche „Danziger Lachs". Im zweiten Auftritt der „Minna von Barnhelm" sagt der Wirth zu Just, der einem ihm eingeschenkten Schnaps nicht recht traut und den Verdacht äußert, der Herr Wirth könnte ihn selbst gemacht haben: „Behüte, veritabler Danziger! echter, doppelter Lachs!" Dadurch ist der Lachs, der am 6. Juli 1898 das Fest seines dreihundertjährigen Bestehens gefeiert hat, berühmt geworden für immer. Den Namen des Lachses — so heißt nach dem ausgehängten Zeichen seit Jahrhunderten ein Haus in der Breitgasse zu Danzig — führen verschiedene Herzensstärker, unter andern auch das bekannte Goldwasser, in dem das Problem gelöst ist, Gold genießbar zu machen. Eine Flasche Goldwasser war es, die ich in dem Korbe unter den Rosen fand, und nachdem ich auch diese Entdeckung gemacht hatte, sandte ich dem Zugführer vom 3. August als Ausdruck meines Dankes folgende Verse zu:

Unter Rosen eine Schlange
Lauert manchmal, wie man spricht,
Doch davor war mir nicht bange,
Solche Sorgen kannt' ich nicht.

Daß ein Lachs sich könnt' verkriechen
Unter duft'gen Rosen auch,
Dacht' ich nicht; an Rosen riechen
Ist sonst nicht der Lachse Brauch.

Und daß nun gar Rosenstiele
Rauchbar sind, wie wunderbar!
Zauber ist dabei im Spiele,
Völlig ist mir dieses klar.

Doch wenn sieben junge Damen
In die Festung treten ein,
In so eines Bildes Rahmen,
Was soll da nicht möglich sein?!



Das waren die sieben Rosenjungfrauen; mit dem Baumkuchen aber hatte es diese Bewandtniß. Er kam in die Festung auf dem Kopf eines Conditorjungen, der, als er meinen Standort erkundet hatte, mit seiner süßen Last geraden Wegs auf mich zusteuerte. Wir waren eben dabei, uns zu Tisch zu setzen. Als ich erkannt hatte, um was es sich handelte, rief ich: „Louise, vierzehn Teller!" Dann stellte ich den Baumkuchen vor mir auf den Tisch hin, ergriff ein Messer, schnitt von oben ein Stück herunter und sagte: „Dies ist für Weib und Kind, alles übrige wird gleichmäßig vertheilt. Wie viele sind es? Sechs Herren hier am Tisch, dann Familie Zilian, Familie Schild, Frau Steinmann mit Kindern, Louise, Olga, Thusnelda und Friedrich. Ich habe doch recht gezählt?" Dann schnitt ich herunter, bis ich zu Ende war, und kam glücklich aus. Alle waren zufrieden, und die liebe Seele hatte Ruh', wie man bei uns sagt.

Die gütige Spenderin des Baumkuchens war, wie ich

glaube, nicht ganz damit zufrieden, daß ihm so rasch der Garaus gemacht wurde. Baumkuchen ist eine sehr haltbare Kuchenart, und so hatte sie vielleicht gedacht, daß ich, Stückchen für Stückchen herunterschneidend, bis zum Ende meiner Haft daran fröhlich hätte zehren können. Wenn sie aber selbst einmal in Weichselmünde zu sitzen kommt, wird sie einsehen, daß ich nicht anders handeln konnte, als ich that. Und daß sie nicht meinen allein, sondern noch so vieler anderer Dank mit dieser Liebesgabe sich erworben hat, muß ihr am Ende doch auch Freude machen.

Das war der Baumkuchen, mit dem Pastinakkranz aber verhielt es sich so. Er war gewunden aus Pastinakwurzeln und Rosen und wurde mir überreicht von zarter Hand eines Nachmittags in dem Häuschen, in dem meine Frau logirte, als ich mit Badeurlaub nach dem Bade bei ihr einsah und dort Gesellschaft fand. Triumphirend trug ich ihn in die Festung hinein und wurde, als ich ihn vorzeigte, von allen beneidet. Angenehm ist es ja im Ganzen nicht, beneidet zu werden, es kommt aber doch sehr darauf an, weshalb man beneidet wird. Um Geld beneidet zu werden, ist gewiß greulich; um Orden oder Titel beneidet zu werden, muß entsetzlich sein; um einen Kranz beneidet zu werden, das läßt sich ertragen.

Nachdem ich mich genug an dem Kranz erfreut hatte, machte ich ihn auseinander, stellte die Rosen in Wasser und übergab die Pastinak Mutter Zilian, damit sie für mich gekocht würden. Der gütigen Spenderin aber drückte ich meinen Dank in folgenden Versen aus:

Als Ausbund alles Wohlgeschmacks
Mag ich den Pastinak leiden,
Doch sind die Blüthen des Pastinaks
Unscheinbar und bescheiden.

Schön wär' es, wenn ein Sträuchlein zart
Dem Pastinak entstiege,
Das statt der Dolden gemeiner Art
Duftende Rosen trüge.

Das war nicht nach der Natur Geschmack —
Wir wollen sie nicht verdammen.
Die Rosen und der Pastinak,
Die kommen auch so zusammen.

In einem Garten sieht man sie stehn,
Wo sie einander gefunden,
Und neulich hab' ich sie auch gesehn
In einen Kranz gebunden.

Die schönen Rosen, ach, sind hin,
Den Pastinak thät ich essen,
Allein die gütige Spenderin
Hab' ich noch nicht vergessen.

Ich dank' ihr herzlich für den Kranz,
Den reizenden, tadellosen,
In dem sich einte zum vollsten Glanz
Der Pastinak mit den Rosen.





Ueber Idyllisches.

„Ich könnte Dich beneiden," schrieb mir ein Freund nach der Festung, „um die idyllische Ruhe und Stille, der der Du Dich dort erfreust." Daß auf der Festung Ruhe und Stille zu Hause war, nahm er als sicher an; gesessen hatte er selbst noch nicht. Als ich seinen Brief erhielt, wurden gerade auf der Möwenschanze Lafetten eingeschossen. Jedes Mal, wenn ein Schuß abgegeben wurde, erzitterte das Haus, die Fenster klirrten, und die Thüren sprangen auf.

Ich bin immer für das Idyllische sehr eingenommen gewesen. Bei einem Idyll denke ich zunächst an eine mit Blumen gestickte Wiese, einen Zaun, auf dem ein Vogel sitzt, ein grasendes Lämmchen und einen Hirten, der an einen Lindenbaum gelehnt auf der Schallmei „An Alexis send' ich dich" bläst. Das Idyll kann auch anders zusammengesetzt sein, jedenfalls aber gehört dazu eine Ruhe und Stille, die nur unterbrochen wird durch das Rauschen des Haines, das Murmeln des Baches, den Schall der Hirtenflöte und andere friedfertige Töne. Wo mit Bomben und Granaten geworfen wird, wenn auch nur der Uebung wegen, da entflieht die holde ländliche Muse wehklagend mit emporgehobenen Händen und fliegendem Haar.

Es gab einiges auf der Festung, das in ein Idyll hineinpaßt. Ich rechne dazu die zwei Turteltauben, den Wachthabenden, wenn er, den Kopf auf den Tisch gesenkt, ein Nachmittagsschläfchen abhielt, die Schwalbennester und die stillstehende Thurmuhr. Was aber durchaus fehlte, war idyllische Ruhe und Stille.

Von den Schießübungen habe ich schon gesprochen. Sie verursachten ein fürchterliches Getöse, waren aber in hohem Grade interessant. Als ich einmal am Vormittag Urlaub zum Seebad erhielt, benutzte ich ihn dazu, von der Batterie auf Westerplatte aus einem Schießen nach schwimmendem Ziel beizuwohnen und fand viel Vergnügen daran. Das Ziel bestand aus einem Floß, das in 7—8 Kilometer Entfernung vom Strande durch einen kleinen Dampfer an langem Tau hin- und hergezogen wurde. Man konnte die Bahn des Geschosses verfolgen. Traf es das Floß nicht und fiel nebenbei, so wurde es trotz seiner furchtbaren Schwere von der See aufgefangen wie ein Ball und mindestens dreimal wieder in die Höhe geworfen, so daß es auf dem Wasser zu hüpfen schien. Das heißt ricochettiren und bildet den Reiz des überall, wo es Wasser und flache Steine giebt, sehr beliebten Spieles, das zu Hause in meiner Jungenszeit Butterbrotklatschen genannt wurde.

Die Schießübungen fanden nur eine Zeit lang statt, aber fast die ganze Zeit hindurch, während ich in Weichselmünde war, bekamen wir Festungsstubengefangene jeden Tag zweimal ein Concert eigener Art zu hören, Vormittags und Nachmittags, und jedes Mal dauerte es zwei Stunden. So lange wurden zwei Mal am Tage die Trommler, Pfeifer und Hornisten vom Bataillon des in Neufahrwasser liegenden ostpreußischen Grenadierregiments

eingeübt. Weshalb diese Uebungen nicht jenseits des Wassers in Neufahrwasser stattfanden, habe ich nicht erfahren. Vielleicht fehlte es an einem geeigneten Platz, vielleicht war in Neufahrwasser das Interesse an dergleichen Kunstleistungen zu gering, vielleicht lag die Absicht vor, den armen Gefangenen, die sonst so wenig Gelegenheit hatten, gute Musik zu hören, möglichst oft einen Ohrenschmaus zu bereiten. Zu bezahlen hatten sie nichts dafür, das kostenlose Anhören dieser Uebungen war eines ihrer besonderen Vorrechte, zu denen außerdem noch die freie Benutzung der Militärfähre und im Fall einer Erkrankung die unentgeltliche Behandlung durch einen Militärarzt gehörte.

Anzusehen diese Uebungen hat mir manch Mal, wenn ich bei Gelegenheit eines Urlaubes dazu kam, ein großes Vergnügen bereitet, und dann hörte ich auch gern zu. Man bekam dabei reizende Bilder zu sehen und gewann einen Einblick in die Unterrichtsmethode. Die Sache war, das merkte man, für die Unterrichtenden sowohl wie für die Lernenden mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, zumal die Uebungen der Trommler, der Pfeifer und der Hornbläser zu gleicher Zeit auf demselben Platz stattfanden. Lieber Gott, auch ein vollkommener Militärmusiker fällt nicht vom Himmel. So mancher bringt ja gewiß ein angeborenes Talent mit und erlernt spielend, was noch hinzuzulernen ist; bei weniger glücklich Veranlagten aber war offenbar große Mühe und viel Geduld erforderlich, um ihnen das Ganze der Harmonik beizubringen.

Von den Wällen der Festung aus war von den Uebenden, so nahe auch ihr Uebungsplatz lag, doch so gut wie nichts zu sehen. Durch das Terrain und durch Bäume wurden

sie verdeckt, und das war ein Unglück, daß man sie nur hörte. Ich mache keine Mördergrube aus meinem Herzen, sondern sage offen: es war mitunter zum Davonlaufen. Das aber ist sehr böse an einem Platz, wo das Davonlaufen mit schwerer Strafe bedroht ist.

Nicht zu einem Idyll paßten auch die Laute, welche die zahlreichen auf der Weichsel verkehrenden Dampfboote ausstießen. Es ist schwer, eine treffende Bezeichnung dafür zu finden, am meisten glichen sie wohl dem Kampfruf eines erzürnten Elephanten. Dazu kam zu häufig noch das entsetzliche Geheul der Nebelhörner oder Sirenen. Wenn die Sirenen des Alterthums ähnliche Stimmen gehabt haben, so kann man es vollkommen begreiflich finden, daß der edle Dulder Odysseus, als er ihrer Insel nahte, sich sorgfältig die Ohren verstopfen ließ.

Auf der Festung gab es ein Klavier, das zu Klagen keine Veranlassung gab. Es stand in der Zilianschen Wohnung und wurde sehr wenig benutzt, einmal aber hat es uns Freude gemacht. Im hohen Sommer kamen zum Besuch auf die Festung, um dort einen Frühschoppen einzunehmen, häufig Reserveoffiziere der Artillerie, die zu den Schießübungen einberufen waren. Unter denen hatte ich einen Bekannten und saß manchmal mit ihnen im Gärtchen zusammen. Einer von ihnen war ein guter Klavierspieler, der gab uns einmal ein paar Stücke zum besten, die alle erfreuten und vielen Beifall fanden. Sie würden noch besser geklungen haben, wenn das Klavier nicht — wie alle Klaviere, die in den unteren Räumen an der See gelegener Festungen stehen — etwas durch Feuchtigkeit gelitten hätte.

Von allem, was Ton hat, ist die menschliche Stimme das Angenehmste und das Schrecklichste. Es wurde auf

der Festung viel gesungen, aber nicht sehr gut. Ein altes Lied sagt, daß die Menschen von den Vögeln das Singen gelernt haben. Wenn das noch geschieht, so nehme ich an, daß die Gesanglehrerin derjenigen unter den Festungsstubengefangenen, die mit Vorliebe Nachts ihre Stimme erschallen ließen, nicht die Nachtigall gewesen ist, sondern die Eule, die ja auch in der Nacht singt.

Einer aber von den Gefangenen konnte noch mehr als singen: er verstand das Gebrüll des Löwen täuschend nachzuahmen, auf so ausgezeichneter Weise, daß es beinahe noch natürlicher klang als wirkliches Löwengebrüll. Ich habe noch nie in der Wüste Löwengebrüll gehört, wohl aber häufig im zoologischen Garten in Berlin und ich meine, daß der Löwe in Afrika nicht anders brüllen wird als dort. Daß der Löwenimitator seine Production in der Nacht zum besten gab, erhöhte noch wesentlich das Schauerliche des Eindrucks. Ich mußte dabei denken an die Campeschen Reisebeschreibungen, die ich als Kind verschlungen habe. Da wird geschildert — wenn ich nicht irre, in Levaillants Reise in das Innere von Afrika — wie der Löwe sich leise an den Kaffern- oder Hottentotten-Kraal heranschleicht. Plötzlich springt er mit donnerartigem Gebrüll über den Zaun. Aus tiefstem Schlummer geweckt fahren die armen Wilden voll Entsetzens von ihren Lagern auf. Todesangst schüttelt sie. Wohl ihnen, wenn der Löwe damit zufrieden ist, sich mit einem Ochsen im Maul wieder zu entfernen, wenn er sich nicht unter ihnen selbst den Fettesten aussucht und mit ihm über den Zaun springt, um ihn draußen in Gemächlichkeit zu verzehren.

Das künstliche Löwengebrüll war eine so großartige Leistung, daß in diesem Fall auch die Commandantur

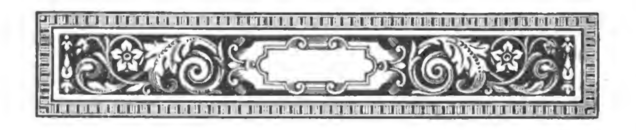
nicht mit einer Anerkennung zurückhalten konnte, auf die übrigens der bescheidene Künstler gern verzichtet hätte.

Einem von einem kleinen Kreise wegen Mangels anderer Instrumente mit Gießkannen, Bratpfannen und Feuerhaken veranstalteten Concert ward nicht allseitiger Beifall zu theil.

Ueber meine eigenen Leistungen auf der Mundharmonika erlaube ich mir kein Urtheil.

Aus dem Erzählten wird zu entnehmen sein, daß von idyllischer Ruhe und Stille im Fort Quarré nicht wohl die Rede sein konnte. O es fehlt manchmal das Idyll da, wo man mit Sicherheit darauf rechnet, es zu finden, und findet sich, wo es gar nicht erwartet wird, zum Beispiel in der großen Stadt.





Danziger Erinnerungen.

I.

Der Lange Markt.

Der Lange Markt in Danzig ist einer der schönsten Plätze der Welt, vielleicht der schönste. Ich bin in Venedig gewesen, das eine recht schöne Stadt ist, so schön wie Danzig aber lange nicht. Mir ist es immer etwas verletzend für uns alte Danziger erschienen, wenn ich Danzig „das nordische Venedig“ nennen hörte. Eher schon ließe man sich für Venedig die Benennung „das Danzig des Südens“ gefallen.

Ich fand den Langen Markt noch ziemlich unverändert vor. Die Beischläge waren noch erhalten, zum großen Theil wenigstens. An der einen Seite waren sie doch fortgenommen, weshalb, das erscheint unbegreiflich, da man doch nicht annehmen kann, daß bloße Zerstörungslust den Anlaß dazu gegeben hat. Etwas vandalisch ist man freilich hie und da bei der Modernisirung Danzigs vorgegangen. Ich habe es selbst erlebt, daß schöne alte Bildhauerarbeit an einem Hause mit der Axt weggeschlagen wurde, um Platz für das Schild eines Kleiderhändlers zu gewinnen.

Sonst, wie gesagt, fand ich den Langen Markt wenig verändert. Noch stand da der wundervolle Artushof, unter dem der Rathskeller gelegen ist, noch der Neptunsbrunnen davor, noch das prächtig verzierte Steffensche Haus. Noch ragte über dem alten Rathhause der schlanke Thurm mit dem Fahnenträger, der auf seiner Spitze steht, in die Wolken hinein. Diese Spitze konnte man bei starkem Winde mit bloßen Augen hin und her schwanken sehen.

Etwas, das ihm früher zwei Mal in der Woche einen großen Reiz verlieh, hat der Lange Markt verloren: den Wochenmarkt. Dieser Markt, auf dem die Blumen eine große Rolle spielten, bot mit seiner architektonischen Umgebung ein Bild von unbeschreiblichem Zauber dar. Er ist aufgehoben worden und in die Markthalle verlegt, die auf dem Dominikanerplatz nach dem Muster der Markthalle auf dem Magdeburger Platz in Berlin und in derselben Größe erbaut worden ist. Oder vielmehr, der offene Markt sollte in die Halle verlegt werden, das gelang aber nicht. Man hatte wohl nicht genug mit den eigenthümlichen Danziger Marktverhältnissen gerechnet. In Danzig giebt es wenig Grünkramhandlungen, während in Berlin die Zahl solcher Geschäfte außerordentlich groß ist. Die Danziger Hausfrauen sind von alter Zeit her gewöhnt, für ihren Haushalt auf dem offenen Markt, daneben früher auch von Händlern, die „an die Thür kamen“, einzukaufen. Die Händler aber kommen auf den Markt in großer Anzahl vom Lande, von der Höhe wie aus der Niederung. Als ihnen nun zugemuthet wurde, sich einen Verkaufsstand in der Markthalle zu miethen, thaten sie das einfach nicht, sondern kamen wie sonst nach der Stadt und setzten sich auf den großen Platz um die neue Markthalle herum. Der Magistrat schüttelte bedenklich den Kopf dazu und versuchte es zuerst mit gütlichem Zureden. Ja, redet denen

mal zu und seht, ob ihr etwas erreicht damit! Sie sagten „J'y suis et j'y reste“, was in ihrer Mundart lautete: „Da sitt' ick und da bliew' ick!“ Zuletzt that der Magistrat (von einem Danziger Magistrat war nichts anderes zu erwarten) was in diesem Fall das Vernünftigste war: er gab klein bei, ließ die Leute gewähren und gab sich sogar Mühe, es ihnen auf dem Platz noch bequemer zu machen. Und das war recht, denn abgesehen von allem andern mußte er sich selbst sagen, daß in der Markthalle auch noch nicht der vierte Theil der Händler unterzubringen war. So findet denn der Markt um die Markthalle herum statt, und in dieser selbst ist es still. Auf dem Markt bin ich verschiedene Male gewesen und habe mich an dem Anblick der vielen Blumen und des vortrefflichen Gemüses, das aus Ohra-Niederfeld, dem großen Gemüsegarten der Stadt Danzig kommt, erfreut.

In diesem Sommer habe ich etwas ausgeführt, wozu, wie ich glaube, nicht sehr viele Danziger gekommen sind: ich habe den Rathhausthurm erstiegen, so weit er zu ersteigen ist, das heißt bis unter die Glocken. Mein freundlicher Führer auf dieser Partie war der Rathsuhrmacher Boehm, dessen Hut die Uhr und das Glockenspiel des Rathhausthurmes anvertraut sind. Ich wollte gern erfahren, auf welcher Art von Mechanismus das Glockenspiel beruht, und erfuhr das auch. Das Glockenspiel, bemerke ich zunächst, ist in Brabant angefertigt und 1561 in den Thurm eingesetzt.

Der Mechanismus ist im Wesentlichen derselbe wie bei der Drehorgel. Zwei Treppen unterhalb der Glocken befindet sich eine Walze mit verschieden einsetzbaren Stiften. Von den Stiften werden, wenn die Walze in Rotation gesetzt ist, durch Hebel die Hämmer ausgehoben, die an die Glocken anschlagen. Es sind vierzehn abgestimmte kleine

Glocken, die um eine große, die Schlagglocke, die zur Uhr gehört, herumhängen. Alle vierzehn Tage werden auf die Walze zwei Choräle eingeschraubt, einer für die geraden und einer für die ungeraden Stunden. Man steigt im Thurm anfangs sehr bequem empor, zuletzt aber werden die Treppen sehr steil, und man muß von der einen zur andern auf eine nicht ganz bequeme Art übertreten. Unter den Glocken ist eine Galerie, auf der man sich etwa 75 Meter über dem Erdboden befindet. Weit blickt man über das Land hinüber und auf die See hinaus. Eigenthümlich ist auch der Blick von oben senkrecht auf die Langgasse hinunter, wer aber zu Schwindel geneigt ist, soll sich diesen Blick lieber ersparen. Wenn er über das nur niedrige Geländer hinüber und vielleicht einem eben aus dem Rathhaus kommenden Herren gerade auf den Kopf fällt, welch ein empfindlicher Schade kann der Stadt dadurch zugefügt werden!

Was sich vom Thurm über der Galerie erhebt, besteht alles aus Metall. „Das ist," sagte mein Führer zu mir, „bei heftigem Sturm hier oben ein ohrenbetäubendes Klirren." Er muß aber bei solchem Wetter manchmal hinaufgehen, um die Uhr zu reguliren, weil der Sturm die Zeiger zurückhält.

Wie viele alte Erinnerungen ruft das Glockenspiel des Rathhausthurmes in mir wach! In Freud' und Leid meiner Jugendzeit hat es hineingeschallt. Etwas aber habe ich nicht erlebt: daß es abgestellt wurde. Das geschah, ebenso wie bei dem Glockenspiel auf dem Thurm der St. Katharinenkirche, wenn der Feind vor der Stadt lag. Das Schweigen in den Lüften mag dann einen gewaltigen Eindruck auf die Bürger gemacht haben.

Etwas vermißte ich auf dem Langen Markt, was ich vor elf Jahren noch gesehen hatte: die zahlreichen Tauben,

die damals dort umherspazierten und in der Luft sich tummelten über den Häuptern der Vormittags vor dem Artushof sich versammelnden Börsenbesucher. Aus den Probenschüsseln der Kaufleute fiel genug ab, um sie satt zu machen, und im Rathhausthurm war ihnen ein Gelaß angewiesen. Das ist ihnen gekündigt worden, weil sie sich wohl nicht ganz so betragen haben, wie man von ihnen erwartet hatte, und sie sind verschwunden. Das ist sehr schade, denn sie verliehen dem Platz einen reizenden Schmuck. Ein paar kleine Unarten, meine ich, hätte man ihnen deshalb schon hingehen lassen können.



II.

Das Gymnasium.

Noch steht er da, der stolze Bau, auf dem einst Buttermarkt genannten Platz, der nachher zu Ehren des verdienstvollen Oberbürgermeisters v. Winter den Namen Winterplatz erhalten hat und darauf mit schönen Anlagen geschmückt worden ist. Ach, wie oft, wenn um acht Uhr Morgens das Glockenspiel auf dem Rathhausthurm anhob, bin ich verzagten Schrittes, schlecht präparirt, wie ich gewöhnlich war, dorthin gegangen mit der geheimen, in hohem Grade verwerflichen Hoffnung, ich könnte das Gymnasium eben eingestürzt oder in Flammen stehend finden. Wenn es im Winter am Morgen sehr kalt zu sein schien, wurde nach dem Kruppunder (das ist Krauf unter!) einem längst verschwundenen, damals am Langen Markt befindlichen Vorbau, in dem ein Materialgeschäft betrieben wurde, hingeschickt, um zu erfragen, wie viel Grad unter Null es wären. Wenn die Kälte nach dem alten Reygerschen Thermometer, das wir damals noch hatten, hundert Grad

unter Null betrug, was zwanzig Kältegraden nach Réaumur entsprach, wurden wir Kinder zu Hause behalten. Aber ach, so tief sank der Reyger selten, und in der sogenannten guten Jahreszeit war nun gar nicht darauf zu rechnen.

Vor dem Unterricht holten wir Sextaner, wenn eine Botanikstunde bevorstand, von dem nahen Mottlauufer, wo allerhand gemeines Krautwerk sehr üppig wuchs, große Mengen davon für den Oberlehrer Doktor Skusa, der uns in diesem Fach unterrichtete. Es war ein kleiner, guter, alter Herr, und es thut mir noch heute leid, mit andern Buben zusammen ihn dadurch geärgert zu haben, daß wir diese wüsten Massen von Unkraut in das Klassenzimmer hineinbrachten.

Auf dem Buttermarkt war gegenüber dem Gymnasium die Wohnung des Direktors Engelhardt, der ein reitender Gymnasialdirektor genannt werden konnte, denn er wurde viel zu Pferde gesehen. Er ist immer sehr gütig gegen mich gewesen, aber einmal hat er mir doch, ohne es zu wollen, einen Schmerz zugefügt. Mit den andern Septimanern war ich an seinem Geburtstag zu ihm gegangen, um ihn zu beglückwünschen. Als wir in seinem Hause waren, bemerkte ich mit Schrecken, daß alle ein Blumentöpfchen hatten, nur ich nicht. Ich hatte nicht daran gedacht, und bei mir zu Hause hatten sie auch nicht daran gedacht. Der Direktor dankte uns für unsere Glückwünsche und drückte dann jedem einzelnen die Hand. Als ich an die Reihe kam, sagte er zu mir: „Ich danke Dir auch, obgleich Du mir kein Töpfchen gebracht hast.“ Er hat das gewiß nicht böse gemeint, er hat in meinem Gesicht meine Herzensnoth gelesen und hat mich trösten wollen, sich aber dabei in dem Mittel vergriffen. Und in all der

Zeit, die dazwischen liegt, habe ich das nicht vergessen können. Immer wieder sind mir die Worte eingefallen: „Ich danke Dir auch, obgleich Du mir kein Töpfchen gebracht hast.“

Einer meiner Lehrer nach dem andern ist gestorben. Mit einem von ihnen, dem Doktor Fritz Strehlke, der später Direktor des Gymnasiums in Marienwerder geworden ist, habe ich, nachdem ich lange Zeit nichts von ihm gesehen und gehört hatte, in Berlin noch Jahre lang wieder verkehrt als Mitglied der griechischen Gesellschaft, der „Graeca“, der wir beide angehörten. Nun ist auch er todt, alle meine Lehrer auf dem Gymnasium sind todt bis auf einen, und dieser eine ist derjenige, der mein Lehrer war in der untersten Klasse, der Septima. Der lebt noch und hat mich, als ich erst wenige Tage auf der Festung war, mit einer seiner Töchter dort besucht. Er kam an, stand vor mir und sagte: „Nun sagen Sie mir, wer bin ich?“ Mich führte das „Sie“ irre, das ich von ihm mir gegenüber noch nie gehört hatte, sonst würde ich ihn sogleich als den erkannt haben, der er war. So mußte ich mich doch ein Weilchen besinnen. Nun, ein wenig verändert hat er sich ja im Lauf der Jahre (wie vielleicht auch ich). Immer noch hat er jedoch ein lockiges Haupt, wenn auch die Locken etwas angegraut sind. Und dann eben redete er mich mit „Sie“ an, was doch damals nicht der Fall war, als er mich noch in den Elementarfächern unterrichtete und mir die Gänsefedern schnitt, mit denen wir damals noch schrieben. Wenn ich ihn wiedersehe, was, wie ich hoffe, geschehen wird, will ich ihn doch bitten, er möchte zurückkehren zu dem alten „Du!“

❧❧

III.

Die Witt'sche Brauerei.

Sie ist gelegen unweit des Fischmarkts in der Rittergasse, die ihren Namen hat von den Rittern des deutschen Ordens. Ueber dem Portal des Hauses ist rechts und links je eine drollige Figur aus Sandstein angebracht. Es sind zwei Männlein, von denen das eine auf einem Faß sitzt, das andere ein Faß auf der Schulter trägt, zwei Brauknechte. Beide Figuren haben durchaus polackischen Typus, wie er auf den Steinmetzarbeiten der Danziger Häuser so häufig gefunden wird.

Tritt man in das Haus ein, so kommt man in den geräumigen hohen Hausflur, der den Schenkraum für den „gemeinen Mann" bildet. Ach, was sind gegen diesen einfachen Raum die ganzen Bierpaläste neuster Zeit mit ihrer anspruchsvollen Decoration und den aufdringlichen, meist recht albernen Sprüchen, mit denen die Wände beschmiert sind! Der ganze Raum ist ausgekleidet mit alten holländischen Kacheln, und aus ihm führt eine prächtige Wendeltreppe mit geschnitztem Geländer aus Eichenholz in den zweiten Stock hinauf. Aus diesem entzückenden Hausflur gelangt man in ein für etwas vornehmere Gesellschaft bestimmtes Schenkzimmer, eine Art Herrenstube, und von dieser führt ein Treppchen zu einem Hinterzimmer hinauf. In selbigem Hinterzimmer hielten wir Primaner von Zeit zu Zeit einen heimlichen Commers ab, indem wir etwas von dem Studentenleben vorausnahmen. Es ging dabei sehr lustig zu, so lustig mitunter, daß es schon anfing unlustig zu werden. Ich war einer der Jüngsten in der Gesellschaft, es befanden sich aber darin Schüler bis zum 24. Lebensjahr aufwärts, die schon auf eine lange

Reihe von Lebenserfahrungen zurücksehen konnten. Bei diesen Zusammenkünften hatten wir großes Glück: wir sind nicht ein einziges Mal abgefaßt worden.

Als ich nun wieder in meine Heimath kam, bin ich manch Mal, wenn ich den Fischmarkt besucht hatte, zu Witt gegangen und habe von dem guten einfachen Bier, das dort ausgeschenkt wird, zwei Flaschen getrunken. Daß man dort immer zwei Flaschen trinkt, hat seinen besonderen Grund. Eine Flasche kostet 13 Pfennig, trinkt man aber zwei Flaschen, so hat man dafür nur 25 Pfennig zu bezahlen. Also trinkt man zwei Flaschen und erspart dabei jedes Mal einen Pfennig. Das ist für ein Mal nicht viel, macht aber, auf das Jahr verrechnet, eine Summe aus, für die man sich schon ein gutes Buch oder ein Kistchen ziemlich guter Cigarren kaufen kann.

So oft ich dieses hübsche Lokal besuchte, sagte ich zu mir: „Merkwürdig ist es doch, daß dir in deiner Jugendzeit weder das Polackenpaar über dem Eingang, noch die Kachelbekleidung des Hausflurs, noch die Wendeltreppe aufgefallen ist. Doch um so besser! Wer in seiner Jugend dergleichen nicht sieht, dem bleibt ein Genuß für das Alter vorbehalten."

Es ist noch eine andere alte Brauerei da, die von Rodenacker in der Hundegasse, und auch die habe ich mehrere Male besucht, weil es mir dort sehr wohl gefiel. Auch dort ist das Hauptschenkzimmer der hohe Hausflur, aus dem eine Wendeltreppe hinaufführt. Von der Decke herab hängt ein kostbarer alter Kronleuchter aus Bronze. Man trinkt auch bei Rodenacker zu billigem Preise ein einfaches wohlschmeckendes Bier, die Specialität der Brauerei aber ist das Jopenbier, nach dem die Jopengasse in Danzig ihren Namen bekommen hat. Dieses

dicke, schwere, süße Bier, das an die Braunschweiger Mumme erinnert, wird von alter Zeit her in Danzig fast ausschließlich für England gebraut, wo es unter dem Namen „spruce“ immer noch sehr beliebt ist. Um es für sich zu trinken, war es mir zu süß, ich ließ mir aber davon ein Blechmäßchen in das gewöhnliche Bier schütten, das gab ein sehr gutes Getränk.

Auch in der Rodenackerschen Brauerei, die übrigens ihr Bier im Großhandel vertreibt, verkehrt ein einfaches, schlichtes Publikum. Am Sonnabend Abend kommt dorthin der Arbeiter mit Frau und Kind. Er trinkt das gewöhnliche Bier, die Frau bekommt eine Stange Putziger Bier mit einem Stück Zucker und einem hölzernen Löffel. Das ist „Putziger mit'm Knüppel“. Wenn die Frau mit der Stange beinahe zu Ende ist, giebt sie den Rest dem Nesthäkchen. Der Rest ist auch hier, wie überall, das Süßeste vom Ganzen.

IV.

Das Mohnbeet.

Wie viel vergessen ist und verweht
Im Laufe der Jahre schon,
Noch immer vor mir seh' ich das Beet
Mit dem blühenden bunten Mohn.

Im Garten, hinter dem Elternhaus,
Da wurde der Mohn gesät,
Wie breitet' er sich aufwachsend aus
Auf dem geräumigen Beet!

Man wußte wohl, was da kommen sollt',
Und freute sich lang darauf,
Und eher fast, als man's haben wollt,
Dann sprangen die Knospen auf.

Sie sprangen auf, von dem Sonnenstrahl
Berührt nach zaubrischer Nacht;
Dann glänzte sie auf mit einem Mal
Die blühende bunte Pracht.

Die bunte Pracht, die so rasch verging,
So bald schon zerfallen war,
Und fest doch in der Erinnerung hing
So manches, so manches Jahr.

So viel auch vergessen ist und verweht
Im Laufe der Jahre schon,
Noch immer vor mir seh' ich das Beet
Mit dem blühenden bunten Mohn.

V.

Der alte Wemmer.

Der alte Wemmer war ein Original von der Art etwa, wie es in Berlin seiner Zeit Papa Wrangel war. Er hatte etwas von einer komischen Figur an sich, wurde aber doch immer mit einer gewissen Ehrfurcht angesehen.

Er war Pastor an der Marienkirche und ein eifriger Spaziergänger. Seine Kleidung war etwas sonderbar. Er trug eine Art von langem Talar von graugelber Farbe und darunter, wie es hieß, nur sehr wenig. Wenn ein stärkerer Wind wehte, so wurde gesagt, und ich glaube es auch, mußte er darauf bedacht sein, den Talar zusammen zu halten. Er selbst war sehr lang und dünn. Wir Kinder begegneten ihm häufig in der Gegend von Langfuhr und grüßten ihn immer. Er grüßte immer sehr freundlich wieder und richtete auch wohl einmal an eines von uns ein Wort. Ich erinnere mich nicht, daß wir uns jemals ihm gegenüber etwas herausgenommen hätten. Er war eben „der alte Wemmer", ein etwas schnurriger, aber sehr guter alter Mann.

Mit Eifer betrieb er zu Hause die Hühnerzucht und verfuhr dabei nicht immer ganz rationell. Er hielt die Hühner für verständiger, als sie waren, und traute ihnen zu viel Nachdenken zu. Als er einmal auf vierzehn Tage verreiste, streute er ihnen für vierzehn Tage Futter hin und dachte, sie würden sich das nun von selbst richtig eintheilen und damit langen, bis er wieder zurückgekehrt wäre. Das thaten sie aber, gedankenlos wie sie sind, nicht, sondern fraßen alles auf einmal auf, und als er zurückkehrte, fand er sie sämmtlich verhungert vor.

Das hätte er voraussehen können, wenn er mehr Hühner- oder auch mehr Menschenkenntniß gehabt hätte. Denn es fragt sich sehr, ob Menschen in einem ähnlichen Fall viel verständiger gehandelt hätten als Wemmers Hühner.

VI.

Hermannshof.

Hermannshof liegt oder lag vielmehr bei Langfuhr am Johannisberge. Von dem Platz hinter unserm Garten sahen wir gerade nach Hermannshof hinüber. Es war ein herrliches großes Anwesen. Im Garten war ein langer Laubengang, und Beete waren da, mit so hohem und dickem Lawendel eingefaßt, wie ich nirgendwo sonst gesehen habe. Auch viel Obst gab es im Garten, und wir Kinder waren glücklich, wenn wir um die Zeit des reifen Strauchobstes von der Familie Katsch, der damals Hermannshof gehörte, dorthin eingeladen wurden.

Das Schönste aber von allem war doch — so denke ich heute wenigstens — der Quell oder Spring, wie man bei uns sagt, der im Hintergrund des Gartens, wo dieser nach dem Johannisberg zu aufsteigt, unter den Wurzeln einer gewaltigen Buche hervorkam. Dies Wasser war werthvoll, es ließ sich kannenweise verkaufen. Jeden Morgen fuhr durch die Straßen Danzigs der Wagen von Hermannshof mit der großen Tonne, in der das Wasser war. Der Mann, der den Wagen führte, hatte eine Glocke in der Hand und klingelte von Zeit zu Zeit. Dann kamen aus den Häusern die Mädchen und kauften Springwasser, wovon die große Kanne mit vier Pfennigen bezahlt wurde. Seit 1869 hat Danzig eine Wasserleitung, durch die aus Quellen bei Prangenau auf der Danziger Höhe gesammeltes Wasser zwanzig Kilometer weit der Stadt zugeführt wird. Seitdem hat der Springwasserverkauf in Danzig aufgehört.

Als ich einmal mit einem fünfstündigen Urlaub nach Danzig kam, besuchte ich Hermannshof und fand dort die Greuel der Verwüstung vor. Ich war darauf schon vorbereitet, ich wußte, daß Hermannshof zu Villen ausgeschlachtet wurde, dennoch erschrak ich sehr über den Anblick, der sich mir darbot. Alle Beete waren zerstört, Schutthaufen lagen hier und da, und im Garten standen nur wenige Bäume noch. Aber die alten Buchen standen noch da, auch die stärkste von ihnen, unter deren Wurzeln noch immer der Spring hervorkam. Werden diese herrlichen alten Bäume von der Axt verschont bleiben? Ich hoffe es, da sie auf dem Abhang stehen, wo nicht leicht etwas hinzusetzen ist, aber — — Nun ja, wenn da doch etwas hingesetzt werden soll, dann wird keine Fürsprache sie retten. Das haben auch die alten Eiben in Langfuhr und die noch sehr viel älteren in Berlin erfahren.

In den letzten Jahren hatte auf einem Theil des Geländes von Hermannshof meine verehrte Freundin, die auch als Schriftstellerin thätige Gärtnerin Frau Louise Riß, ihre Gärtnerei. Sie ist nun mit ihren Pflanzen nach Oliva übergesiedelt, wo ich sie schon besuchte. Dort hat sie ihre Anlagen nicht weit von dem großen Weiher, wo die alten Bäume stehen, von denen ich am Anfang dieses Büchleins erzählt habe. Ein paar davon habe ich gemessen. Ein Rüsterstumpf mit einigen noch grünen Zweigen hat einen Umfang von 441 cm, die alte Esche einen solchen von 491 cm, beide in Brusthöhe gemessen.

VII.

Ein Bowke!

„Ein Bowke! Ein Bowke!“ Ich höre noch das gellende Geschrei meiner Schwestern, wenn auf unsern Spaziergängen in der Gegend von Langfuhr plötzlich in unserer Nähe aus dem Grase oder Gebüsch eine fragwürdige Gestalt auftauchte. Und dann rissen sie aus, daß ihnen die Zöpfe und Röcke nur so flogen, und ich — ganz so flink wie sie war ich nicht — hinter ihnen her. Deshalb zeihe mich niemand der Furchtsamkeit, es sei denn, er hätte es selbst schon einmal mit einem Bowke aufgenommen.

Der Bowke, der auch Observat genannt wurde, was eigentlich einen unter polizeilicher Aufsicht Stehenden bedeutet, war in Danzig und Umgegend eine sehr gefürchtete Persönlichkeit, und mit ihm anzubinden war durchaus nicht rathsam. Er führte stets ein Messer bei sich, von dem er gern Gebrauch machte, auch wenn gar kein besonderer Anlaß dazu vorlag.

Nun wollte ich gern erfahren, ob der Bowke noch immer gefunden wird. Er konnte ja vielleicht ausgestorben sein wie der Plesiosaurus, der Ichthyosaurus und der Iguanodon. Deshalb fragte ich einen Mann, von dem ich dachte, er müßte über dergleichen Bescheid geben können: „Sagen Sie, kommt hier in der Gegend noch der Bowke vor?“

„Ob hier noch der Bowke vorkommt?“ erwiderte er, indem er mich erstaunt ansah. „Ueberaus häufig!“





Theilnehmende Seelen.

In den letzten Wochen meiner Haft habe ich, was mir nicht unlieb war, um fünfzehn Pfund abgenommen. Als ich einem befreundeten Mann von der Presse sehr erfreut nach Berlin schrieb, daß mein Körpergewicht immer geringer würde, gerieth er meinetwegen in große Sorge. Wahrscheinlich befürchtete er, daß es mir ergehen würde wie Tithonos, dem armen Gemahl der Eos, der nach und nach so zusammenschrumpfte, daß er zuletzt in einem Schächtelchen aufbewahrt werden konnte.

Da er nun annahm, daß mangelhafte Ernährung an der Gewichtsabnahme schuld sei, beeilte er sich, mir einige Leckerbissen zuzusenden. Zuerst kamen drei gebratene Hühnchen, ihnen folgte ein großes Stück sauer eingekochten Aales. Er dachte ohne Zweifel, daß etwas recht leicht Verdauliches für mich das Beste wäre. Von anderer Seite kam noch ein stärkender Wein dazu. Darauf sandte ich folgende Verse nach Berlin:

Das nenn' ich ein Vergnügen!
Ich sitze da so faul,
Und sieh, drei Hühnchen fliegen
Gebraten mir ins Maul.

Was, denk' ich, wird nun kommen?
Und sieh, mit einem Mal
Kommt auf der Weichsel geschwommen
Ein eingekochter Aal.

Jetzt würde mir gut erscheinen,
So denk' ich, etwas Wein,
Da ziehen Scharen von Weinen
Durchs Thor der Festung ein.

Was kann ich mehr verlangen?
Das hat ja kein freier Mann!
Erst wenn man sitzt gefangen,
Fängt's gute Leben an.

Und frohen Muths verkünde
Ich dies und mach' es bekannt:
Die Festung Weichselmünde
Ist's richt'ge Schlaraffenland.

Mein Freund hatte an den Hühnchen und dem Aal noch nicht genug, er ließ noch eine Ente mit Rothkohl folgen, deren Zubereitung er selbst geleitet hatte. Darauf bestieg ich noch einmal den Pegasus und dichtete nach Berlin Folgendes:

Es sind bei jeder Zeitung
Vor allem, weißt Du wohl,
Zwei Dinge von Bedeutung:
Die Ente und der Kohl.

Die Ente nimmt am meisten
Zur heißen Zeit man wahr,
Den Kohl pflegt sich zu leisten
Manch Blatt das ganze Jahr.

Wenn ich es recht ermesse:
Du bist ein kluger Mann
Und spielst wohl auf die Presse
Mit Deinen Gaben an.

Doch wär' es auch, ich gönnte
Dir dies Vergnüngen wohl,
Denn schön war Deine Ente,
Und trefflich war Dein Kohl.

Das war einer von vielen Wohlthätern. Ein anderer hat mich sehr dadurch gerührt, daß er mir eine von ihm selbst gebackene Brottorte schickte. Und wie war sie gerathen! Meine Frau nannte sie ein Meisterwerk. Der Brottortenbäcker aber ist derselbe, von dem ich die Harmonika bekam, ein Junggeselle, der sich auf vielerlei Künste versteht. Er backt Torten, bläst die Mundharmonika, photographirt ausgezeichnet, und wenn er im Sommer Urlaub bekommt, besteigt er mit dem Rucksack die höchsten Gipfel der Alpen und springt von einem auf den andern.

Und nun Du, o wackerer Greis und Geheimer Regierungsrath in der Buchenstraße zu Berlin, wie opferfreudig und liebevoll hast Du mich wieder und immer wieder getränkt mit der Milch der Greise, die nicht aus Melasse gemacht war, obwohl Du Beziehungen zur Melasse hast. Ich habe Dir gedankt in Versen, die ich hier nicht abdrucken kann, weil sie einiges für Dich nicht Günstiges enthalten. Aber zwei wenigstens davon kann ich ruhig hierher setzen. Sie lauten:

Daß Du dieses hast gethan,
Stellt Dich gleich dem Pelikan.

So habe ich Dir damals von Weichselmünde geschrieben und mit besseren und zutreffenderen Worten weiß ich Dir auch heute nicht für Deine Güte zu danken.



Es gefällt mir nicht mehr im Fort Quarré.

Wenn die Lindenblüthe vorbei ist und die Rosen abgefallen sind, hat die Natur viel an Reiz verloren. Die Frische des Laubes ist verdorben, der Schmelz der Wiesen ist hin, die Saat der Felder sinkt unter der Sense, das Reizendste, was bei zunehmendem Licht sich entfaltet hat, ist abgeblüht, es wird still draußen, es geht mit allem zu Ende.

Zum Glück blühten auf der Festung die Linden bis über den Juli hinaus. Als aber auf den Wällen kein Lindenduft mehr sich spüren ließ, da war auch dort nicht viel mehr los. Das Wasser freilich behält seine Schönheit auch im hohen Sommer und gewinnt um diese Jahreszeit sogar im allgemeinen an Reizen, aber das Wasser der Festungsgräben, das man in nächster Nähe hatte, war unerfreulich, an dem der See konnte man sich noch immer erfreuen, aber leider fast nur von fern. Ach, zu sparsam, zu karg wurde die Erlaubniß gewährt, an dieses Wasser herantreten, in die köstliche Fluth, die so bereit dazu lag, einzutauchen. In Anbetracht anderer ungünstiger Verhältnisse auf der Festung könnte vielleicht dieses Mittel, um gesund zu bleiben, etwas reichlicher gespendet werden.

Kaum zwei Mal in der Woche kam ich zum Bade, und da sagte noch Kurbjeweit zu mir: „Warum kommen Sie denn nicht öfter?“ —

„Mensch erbarm' Dich,“ erwiderte ich, „brennend gern würd' ich es ja thun, aber es geht doch nicht.“ Und da that er noch ganz verwundert.

Mit am schwersten empfand ich es bei zunehmendem Sommer, daß die meisten der Vögel, die mir vorher so viel Freude gemacht hatten, verschwanden. Das war ja ganz natürlich, nachdem sie ihre Jungen aufgefüttert hatten, zogen sie fort nach anderen Orten, wo es mehr und Besseres zu essen gab; sie waren ja nicht mehr an die Festung und ihre Umgebung gebunden. Einige kamen ein paar Mal zu Besuch wieder, was dann immer eine große Freude war, und ab und zu kamen auch andere, die ich vorher auf der Festung noch nicht gesehen hatte; die hielten sich aber gewöhnlich nicht lange auf.

Hans, der Sperling, der uns lange Zeit immer mit seiner Frau zu Mittag besucht hatte, blieb eines Tages aus, und auch sie kam nicht mehr. Er ist, wie es hieß, an Gift gestorben. Dann hat sie sich, so vermuthe ich, ins Wasser gestürzt. Was aus den Kindern geworden ist, weiß kein Mensch. Die Hühner erhielten sich noch bis auf diejenigen, die aufgegessen wurden oder auch eines weniger leichten Todes starben. Die übrigen wurden aber immer melancholischer. Einige von ihnen, so wurde erzählt, sind wahnsinnig geworden. Das halte ich, obgleich es in keinem Zeitungsblatt gestanden hat, für nicht ganz unglaublich.

Es wurde sehr heiß, unerträglich heiß im Fort Quarré, und um diese Zeit fing alles an merkwürdig unansehnlich, ja geradezu „ruppig“ zu werden. Den Ausdruck „ruppig“ gebrauche ich nicht gern, aber er ist für diesen Fall so

bezeichnend, daß ich ihn nicht vermeiden kann. „Ruppig" wurde alles mehr oder weniger, die Menschheit mit eingeschlossen. Es war stillschweigende Verabredung bei uns gewesen, daß niemand anders als im kleinen Gesellschaftsanzug zum Essen und überhaupt auf den Hof und in das Gärtchen kam, und das war sehr gut. Als gegen Mitte August zum ersten Mal einer in Pantoffeln herunterkam, sagte ich zu mir: „Jetzt wird es Zeit, abzufahren." Sage mir keiner, es sei das kleinlich gedacht; es giebt Kleinigkeiten, die von Bedeutung sind für die Gesellschaft wie für den Einzelnen, weil sie das Leben uns leichter machen. Dazu gehört es auch, etwas auf das Aeußere zu geben. Lieber Himmel, auch der Mensch wird mit der Zeit unansehnlich, dann ist es um so mehr seine Pflicht, sich sauber und eigen zu halten. Das soll ein Mann thun, der alt wird, oder, wenn er es selbst nicht fertig bekommt, seine Frau dafür sorgen. Damit wende ich mich an einen Freund — der es ist, wird sich schon getroffen fühlen — und sage zu ihm: „Wenn Du ausgehen willst, und Deine Frau kommt mit der Kleiderbürste, um Dir noch die letzte Verschönerung zu geben, dann halt still, zucke nicht, mach' auch kein unwirsches Gesicht, sondern denk an das Horazische

„Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem!"

und bleib standhaft, bis sie mit dem Abputzen fertig ist. Dann sage: „Dank' schön!" Kannst ihr auch ruhig einen Kuß dafür geben.

Es hing wohl mit der großen Hitze zusammen, daß ich mit dem August anfing das Essen einzustellen. Die Kost war gar nicht schlecht, aber sie widerstand mir, und

nur aus Pflichtgefühl quälte ich mir noch etwas hinunter. Ja, von den Leckerbissen sogar, die mir aus Berlin geschickt wurden, konnte ich nur ein Weniges zu mir nehmen. Bald nachdem ich zu essen aufgehört hatte, stellte ich auch, was mir sehr interessant zu beobachten war, das Rauchen ein. Zuerst mochte ich keine Cigarren mehr, rauchte aber noch ab und zu eine Pfeife. Dann hängte ich die Pfeife an den Nagel, um sie nicht wieder zu füllen. Eine weitere Beobachtung noch verzeichne ich. Mit dem, was andere Gefangene an sich verspürt hatten, stimmte es überein, daß ich mir zuletzt aus dem Urlaub nichts mehr machte. Wenn ich ganz in Frieden in meinem Zimmer bleiben konnte, so war es mir das Liebste.

So war ich nahe daran, zu der Glückseligkeit der Cikaden zu gelangen, die wie die Alten wenigstens behauptet haben, keinerlei Speise zu sich nahmen, dafür aber um so eifriger sangen. Gesungen habe ich, nachdem ich auch noch das Harmonikaspiel und den Tanz habe aufgeben müssen, bis zuletzt, wenn auch nicht laut.





Zwei Mal abgefaßt.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Es war mancherlei vorgekommen, das von der Commandantur mit Mißfallen bemerkt worden war. Nächtliche Ruhestörungen ereigneten sich und wurden durch Disciplinarstrafen geahndet.

Ein Abendskat, der auf dem Zimmer eines Gefangenen veranstaltet war, wurde, als er eben erst bis zur dritten Runde gediehen war, durch Bewaffnete anseinandergesprengt. Zilian wurde verwarnt, weil er den Gefangenen bei Uebertretung der Instructionen Vorschub geleistet haben sollte, den Gefangenen aber wurde angekündigt, daß sie fortan die sie angehenden Bestimmungen auf das Allergenaueste einzuhalten hätten, wenn sie nicht schlimmen Folgen sich aussetzen wollten.

Es war, worauf schon einmal hingedeutet worden ist, ein neuer Herr als Vorstand auf die Festung gekommen, der mit Strenge vorging und um jeden Preis Ordnung schaffen wollte. Daß es sehr ernst damit gemeint war, erfuhr auch ich bald.

Eines Abends war ich wie gewöhnlich auf die Bastion II gekommen und hatte gute Nacht gesagt. Eben

wollte ich anfangen zu tanzen und hatte die Harmonika schon an den Mund gesetzt, als ich bemerkte, daß aus dem Innern der Festung ein Licht kam und sich auf mich zu bewegte. Zuerst hielt ich es für ein Glühwürmchen, bald aber erkannte ich, daß es ein Mann mit einer Laterne war, der gerades Weges auf mich zuschritt. Ich setzte die Harmonika wieder ab, zog den zum Tanzen schon vorgestreckten Fuß wieder zurück und dachte bei mir: „Was kann der wohl wollen? Bringt er vielleicht eine verspätete Geburtstagsgratulation, eine ‚Glückwunschdrahtung', wie mein alter Freund und College in Berlin sagt?" Nein, darum handelte es sich nicht.

Als der Mann, der aus der Wachtstube gekommen war, vor mir stand, leuchtete er mich scharf an und sagte: „Na, was machen Sie denn da? Es sind doch jetzt keine Freistunden."

„Na, was werde ich da machen?" erwiderte ich, „ich will eben tanzen."

Er sah mich an, und in seinem Gesicht las ich, was er dachte. Er dachte ohne Zweifel, ich wäre ein klein wenig — wie drückt man sich nur schonend aus? — nun, ich wäre vielleicht nicht ganz Herr meiner Sinne.

Darauf sagte er: „Na, wird denn hier getanzt?"

„Es ist hier bis jetzt getanzt worden."

„Dann habe ich Ihnen nur zu sagen, daß Sie sich augenblicklich auf Ihr Zimmer begeben sollen."

„Wenn das gewünscht wird, bin ich bereit, sofort diesem Wunsch nachzukommen."

Darauf ging er voran und ich folgte ihm, dabei, wie ich zu meiner Beschämung gestehen muß, fortwährend raisonnirend und brummend. Ich glaube, daß mir wiederholt der Ausdruck „unerhörte Grausamkeit" über die Lippen gekommen ist. Als wir aber an den Punkt kamen, wo

unsere Wege sich trennten, und sein Weg hinunter nach der Wache ging, während ich auf dem Wall bleiben mußte, um in mein Quartier zu kommen, da that mein Benehmen mir sehr leid, und ehe wir uns trennten, sagte ich zu dem Krieger: „Ich glaube, daß ich in der Aufregung Ausdrücke gebraucht habe, die einem Mann in meinen Jahren und einem besonnenen Menschen nicht anstehen. Aber ich war zu sehr betrübt darüber, daß ich nicht tanzen sollte. Also nichts für ungut, Landsmann!"

Damit reichte ich ihm meine Hand hin, die er freundlich schüttelte, indem er sagte: „Nein, gewiß nicht. Ich habe gethan, was mir aufgetragen war."

Als meine Vorstellung auf solche Art abgebrochen war, standen Frau und Tochter anfangs rathlos und stumm auf der anderen Seite des Festungsgrabens. Dann sprachen sie zu einander: „Er spielt nicht auf und er tanzt nicht, woran kann das liegen? Vermuthlich ist ihm plötzlich angekündigt worden, daß er die Festung verlassen soll, und nun ist er in drei Sätzen nach seiner Zelle gesprungen, um den Korb zu packen. Eigentlich paßt das jetzt nicht ganz gut, weil eben erst Verschiedenes hier in die Wäsche gegeben ist."

Am andern Morgen erschien ich zur gewohnten Zeit auf der Bastion II, blies aber nicht, sondern rief, und als die Meinigen herausgekommen waren und wir uns guten Morgen gesagt hatten, theilte ich ihnen mit, was am Abend vorher sich ereignet hatte, und fügte hinzu, daß fortan der ganze Morgengruß unterbleiben müßte.

Als ich noch so sprach, bemerkte ich, daß der Außenposten sich näherte, und daß ich von ihm beobachtet wurde. Nachdem ich noch einmal unter Schwenken des Hutes hinübergegrüßt hatte, zog ich mich schleunigst (nicht

„schleunsamst", wie mein verehrter College in Berlin sagt) in mein Sitzquartier zurück.

Spiel und Tanz hatten damit ein Ende, der Platz aber an der Spitze der Bastion, wo ich getanzt hatte, wird noch einige Zeit daran zu erkennen gewesen sein, daß dort alles platt und glatt getreten war. Ein besonderer Schade aber ist dadurch nicht angerichtet worden, dazu war der Tanzplatz zu klein.

Wenige Tage darauf saß ich am Morgen, wie ich es zu thun gewohnt war, im Gärtchen und wartete auf mein erstes Frühstück.

Eben war es vor mich hingestellt worden, da kam über den Hof der Wachthabende, trat an das Tischlein, an dem ich saß, und sagte: „Der Herr Leutnant läßt Ihnen sagen, Sie sollten sich sofort auf Ihr Zimmer verfügen."

Ich erhob mich und ging hinauf. Oben fand ich Olga beim Reinmachen.

Da ging ich wieder hinunter, suchte den Wachthabenden auf, der noch auf dem Hof stand, und sagte zu ihm: „Oben ist Olga und macht rein. Soll ich dabei sein, während Olga rein macht? Wo soll ich bleiben, bis Olga mit Reinmachen fertig ist?"

Er zuckte die Achseln, und ich ging wieder hinauf, etwas aufgeregt und erbittert. Mein Frühstück ließ ich unten stehen, alle Lust dazu war mir vergangen. Mit den Semmeln werden, so hoffe ich, die Hühner abgegangen sein und sie, obgleich sie (die Semmeln) sehr zäh waren, glücklich klein gekriegt haben. Den Kaffee haben sie vermuthlich stehen lassen, das nehme ich an, weil ich nur einmal in meinem Leben — das war zu Gral in Mecklenburg — Hühner gefunden habe, die Kaffee tranken. Dort

thaten sie's gern und tunkten schon ihre Schnäbel in ihn ein, wenn er noch auf dem Herde stand.

Auch in diesem Fall, mußte ich mir nachher sagen, waren meine Aufregung und mein Aerger durchaus thöricht. Vielleicht hätte es übersehen werden können, daß ich am Morgen unten im Garten war, weil ich dort keinen Schaden anrichtete, sondern sogar etwas nutzte, indem ich mit vielem Fleiß von den Rosenbüschen die Würmer absuchte und vernichtete. Auch war ich gewöhnlich dort ganz allein, weil die meisten andern bis in den hohen Vormittag hinein schliefen. Ich glaubte sogar dazu berechtigt zu sein, Morgens früh mich im Gärtchen aufzuhalten, weil ich es immer gethan hatte. Immer! Das ist nun eines der mit der größten Leichtfertigkeit gebrauchten Wörter unserer Sprache. War das „immer“, wenn ich von etwa sechs Wochen sprechen konnte? Jedenfalls war ich im Unrecht.

Darin pflichte ich ja den Juristen bei, daß aus einem Unrecht, wenn es lange Zeit hindurch begangen wird, ohne Widerspruch zu erfahren, ein Recht wird; aber so lange Zeit hatte ich noch nicht mein Unrecht begangen, deshalb handelte der Festungsvorstand vollkommen richtig, als er mich aus dem Gärtchen, dem kleinen Paradiese, hinauswies.

Und nun, Hand aufs Herz gelegt: mußte ich denn wirklich, als ich aus dem Paradiese gewiesen war, in das Zimmer hinaufgehen, wo Olga reinmachte?

Auf zweierlei Art konnte ich mir sonst noch helfen. Ich besaß etwas Farnkrautsamen, mit dem man sich unsichtbar machen kann, dies Mittel aber wollte ich nicht anwenden, wie ich überhaupt ungern zur schwarzen Magie greife, wenn ich nicht in der größten Noth bin. Ich dachte daran, durch den Farnkrautsamen würde ich doch

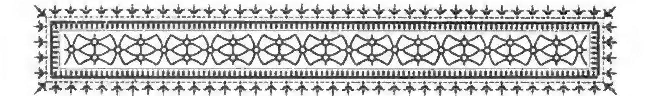
nur selbst unsichtbar gemacht werden, nicht aber das, was ich etwa in die Hand nähme. Wenn nun Wohlgemuth in das Gärtchen gekommen wäre und hätte über dem Tisch eine Kaffeetasse und eine Semmel frei in der Luft schweben sehen, so würde er doch einen großen Schrecken bekommen haben.

Wozu aber auch hatte ich die schwarze Magie nöthig? Ich konnte einfach hinter dem Hause auf dem Wall mich hinsetzen, und kein Hahn hätte danach gekräht, wenn ich nur nicht gefragt hätte, ob es erlaubt wäre. Hätte es geregnet, so würde ich gesagt haben wie so oft in der Heide, wenn ich bis auf die Haut durchnäßt wurde: „So ein Süßwasserbad ist doch das Beste, was man haben kann."

An demselben Tage, an dem ich aus dem Gärtchen gewiesen wurde, hatte ich Urlaub nach Danzig. In der Stadt fühlte ich mich nicht wohl, ich mußte bei einem Freunde, den ich besuchte, mich ein Weilchen hinlegen. Als aber ein Arzt kam, den er rufen ließ, hatte ich mich schon wieder erholt, und der Doktor fand nichts besonders Bedenkliches vor.

Am Abend jedoch, als ich nach Weichselmünde zurückgekehrt war, wurde ich von heftigem Schüttelfrost befallen und legte mich nieder mit dem Gefühl, es sei nicht alles bei mir vollständig in Ordnung.





Ist das Fort Quarré ein klimatischer Kurort?

Wohlgemuth war mit mir unzufrieden. Ich hatte am Morgen nach meiner Erkrankung an einem mir befreundeten Arzt in Danzig telegraphiren lassen, er wolle so gut sein, zu mir zu kommen. Das fand Wohlgemuth unbegreiflich. „Sie können doch den Militärarzt in Neufahrwasser haben," sagte er, „dem brauchen Sie nichts zu bezahlen."

„Herr Wohlgemuth," sagte ich, „das ist ja ganz richtig, und es fehlt mir ganz gewiß nicht an Vertrauen zu dem Herrn Stabsarzt in Neufahrwasser, aber sehen Sie, ich möchte gern einen befreundeten Mann als Doktor hier haben, mit dem ich ein bischen Unsinn reden kann. Das darf man sich doch einem Herrn von dienstlichem Charakter gegenüber nicht erlauben." Wohlgemuth gab zu, daß man das nicht thun dürfe, fuhr aber doch fort über meine Entschließung den Kopf zu schütteln.

Der Doktor kam aus Danzig, stellte bei mir einen „gastrischen Zustand" fest und verordnete das Nöthige. Derselbe mir befreundete Medizinmann war schon einmal, als ich noch im Kranzbau saß, aus bloßer Freundschaft bei mir gewesen und hatte sich meine Zelle vom gesundheitlichen

Standpunkt aus angesehen. Er fand sie nicht gerade feucht, rieth mir aber doch, mein Bett etwas von der Wand abzurücken. Die Wand fühlte sich auch nur feucht an, wenn draußen anhaltend Regenwetter herrschte. Darauf lege ich kein Gewicht, das ist überall so an der See. In manchem Seebade habe ich eine Wohnung gehabt, die sehr viel feuchter war als der Weichselmünder Kranzbau, und habe keinen Schaden an meiner Gesundheit erlitten. Allerdings war ich an solchen Orten nicht so sehr an meine Wohnung gebunden, wie es in Weichselmünde der Fall war.

Die Luft in meiner Zelle fand mein Freund trotz des offenstehenden Fensters verbesserungsbedürftig, und das war schon bedenklicher. Daß es so schwierig war, frische Luft in die Zimmer hineinzubringen, das war in der That schlimm. Die Festung ist sehr klein, die Wälle sind hoch und die Fenster aller Wohnungen öffnen sich nach dem Hofraum zu. Ueber diesen Hofraum geht der Wind weg, der Raum ist nicht so groß, daß er sich in ihn hineinwerfen könnte. Jubelnd aber stürzen sich in diesen Raum hinein Milliarden von Mücken, die die Sonne im stehenden Wasser ausgebrütet hat, und die Mückenplage war zeitweise kaum zu ertragen.

In der letzten Zeit meiner Haft wurde den Gefangenen mitgetheilt, wenn sie schon des Morgens ihre Zimmer reingemacht haben wollten, müßte das in ihrem Beisein geschehen, andernfalls müßte mit dem Reinmachen bis zum Beginn der Freistunden, das heißt bis 11 Uhr Vormittags, gewartet werden. Ich weiß nicht, ob diese Maßregel vom sanitären Standpunkt aus betrachtet als ganz unanfechtbar erscheinen kann.

Die Reinhaltung des Hofraums und anderer Lokalitäten ließ manches zu wünschen übrig. Von Zeit zu Zeit fand

eine Revision statt, und das wurde stets, wie es wohl überall üblich ist, vorher angekündigt. Nein, ging dann aber ein Reinmachen los! Eine fieberhafte Thätigkeit ergriff das ganze Personal, und Müll wurde wagenweise hinausgefahren. Wenn dann Pferdegetrappel von der Brücke her sich vernehmen ließ, und der Herr Commandant ritt, von einigen Offizieren begleitet, durch das Thor ein, war natürlich drinnen alles blitzsauber und in durchaus befriedigendem Zustande.

Auf dem Hof war ein Brunnen, dessen Wasser für nicht gut galt. Es wurde daher das Wasser zum Trinken stets, so nehme ich an, von einem guten Brunnen geholt, der draußen vor der Festung war. Uebrigens vermuthe ich, daß im Fort Quarré nicht sehr viel Wasser zum Trinken verbraucht worden ist.

In einem amerikanischen Blatt, das mir zugeschickt war, las ich, ich wäre nach Weichselmünde transportirt worden, einer inmitten großer Sümpfe liegenden Festung, wo die Gefangenen in kurzer Zeit am Klimafieber einzugehen pflegten. Das amüsirte mich, denn es war sehr stark übertrieben, wie es ja der Amerikaner Art ist. So viel höchstens kann man zugeben, daß das Fort Quarré als ein klimatischer Kurort nicht anzusehen ist. Das ist nicht wohl möglich, weil es rings von todtem Wasser umgeben ist; und in der kühleren Zeit des Sommers schon verbreitete der Festungsgraben einen keineswegs angenehmen Geruch. Solchen Einflüssen gegenüber ist der eine widerstandsfähiger als der andere. Vielen bringt dergleichen keinen Schaden, manche aber kommen so gut nicht weg, und ich weiß von einem, der in Folge der Weichselmünder Haft andauernd zu leiden gehabt hat.

Was mich betrifft, so durfte ich am vierten Tage schon wieder aufstehen, befand mich aber noch ziemlich

schwach. Unter sorgfältiger Behandlung und liebevoller Pflege kam ich so weit, daß ich ein paar Tage darauf, als meine Haft zu Ende war, die Festung verlassen konnte. Ja, ich konnte mit einiger Vorsicht an einem kleinem Abschiedsfest theilnehmen, das ich selbst veranstaltet hatte. Es fand am Abend des 23. August im Gärtchen statt, und einige Reden wurden dabei gehalten. Wenn ich mich recht erinnere, waren sie sehr gut.

Nachdem ich freigelassen war, bin ich noch drei Wochen in Danzig geblieben, hauptsächlich zu dem Zweck, mich in der Umgebung meiner Vaterstadt umzusehen. Das habe ich nicht in dem Maße thun können, wie ich es beabsichtigt und gehofft hatte, denn obwohl ich über nichts besonders zu klagen hatte, fühlte ich mich doch nicht gesund. Ich empfand in mir etwas von Siechthum und gewann das Gefühl der Gesundheit erst zurück gegen Ende meines Aufenthalts in der Heimath.

Ich war nach Hela hinübergefahren und streifte dort umher zwischen dem Dorf Hela und dem Leuchtthurm von Danziger Heisterneſt in der großartigsten Einsamkeit. Fünf Stunden lang bin ich umhergewandert, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Zuerst ging ich im Walde hin, dann beschloß ich, den Nordstrand aufzusuchen, fand aber, daß es gar nicht so leicht ist, wie es nach einem Blick auf die Karte zu sein scheint, vom Südstrande nach dem Nordstrande zu gelangen. Man hat nämlich drei Dünenketten vor sich, von denen eine immer schwerer zu überwinden und immer seltsamer anzuschauen ist als die andere. Die letzte gewährt den seltsamsten Anblick. In scharf zugespitzten weißen Pyramiden sich erhebend erscheint sie genau wie eine Hochgebirgslandschaft im Kleinen, etwa wie die Kette der Berner Alpen, wie ich sie einmal vom Gipfel des Feldberges aus gesehen habe. Aber das Bild der Dünenkette

ist kein beständiges, es wechselt im Laufe der Zeit. Wo jetzt Sandberge sind, ist vorher Wald gewesen, stellenweise aber ist der Sand darauf wieder fortgegangen, und es sind von dem Walde die aschgrauen Kiefernskelette zurückgeblieben, die jetzt in den Dünenkesseln stehen.

Es war sehr mühsam, an den Nordstrand zu kommen, denn in reinem Sande steigt es sich schlecht aufwärts, man kommt mitunter rasch wieder zu Thal und muß es an einer anderen Stelle versuchen. Doch ich verlor den Muth nicht, denn immer näher kam doch meinem Ohr das Wehklagen der vor dem Nordstrand verankerten Heul-Boje und das Rauschen der Brandung. Außerdem rief mir zuletzt das aus dem reinen Sande am üppigsten emporblühende Strandveilchen zu: „Nur weiter! Du gehst recht."

Nachdem ich mich am Anblick der See erfreut hatte, kehrte ich zurück in die Waldregion und ließ mich nieder in der Nähe einer alten Kiefer, deren Wurzeln wie Schlangen über den Boden hinliefen. Wie ich da sitze und schütte aus meinen Schuhen den Sand aus, was erblicken meine Augen? Was leuchtet so lieblich roth aus dem Grün des Waldbodens hervor? Eine Erdbeere! Eine Erdbeere um diese Zeit, wir sind ja ein Stück schon im September, das ist doch was Seltnes! Dabei ist sie so groß, so vollkommen schön und ganz reif! Zuerst wollte ich sie stehen lassen, da kam mir der Gedanke, sie könnte vielleicht für mich dort gewachsen sein. Behutsam pflückte ich sie, hob sie zum Munde empor, aß sie und wurde gesund.





Die Stunde der Befreiung.

Freiheit, das ist ein gutes Wort, und die Freiheit soll wohl etwas gelten, aber wenn man sie auch nur ein paar Monate hindurch entbehrt hat und sie wird einem plötzlich wiedergegeben, dann weiß man im Augenblick nicht recht, was man mit ihr anfangen soll. Sehr bald findet sich das ja, es treten rasch wieder an einen all die Forderungen des Tages heran, von denen man eine Zeit lang befreit gewesen ist, und unwillkürlich kommt einem dann der Gedanke, auch das Leben in der Freiheit wäre eigentlich nur eine Art Gefangenschaft. Zugegeben, nicht wahr? so ist es. Und wenn dann zuletzt der Bote sich einstellt, der auf seinem Munde die Worte trägt: „Komm heraus, du bist jetzt ganz frei!“ auch dann ist selten einer so recht damit zufrieden.

Am 20. Juni hatte ich mich eingeliefert und am 24. August verließ ich die Citadelle; das kam daher, daß ich die vier Tage, die mir zur Weichselfahrt bewilligt worden waren, nachsitzen mußte. Um ein Endchen Zeit aber betrog ich doch den Staat.

Wir Danziger haben auch etwas, das uns auszeichnet, die Königsberger haben die reine Vernunft gepachtet, die Elbinger sind etwas ganz Besonderes für sich, und uns Danzigern ist eine gewisse Verschlagenheit eigen. Die haben unsere Vorväter besessen, sie hätten sich sonst unmöglich Jahrhunderte lang durch die nie abreißenden Händel mit Rußland, Polen und Schweden so glücklich hindurchfinden können, wie es faktisch geschehen ist. Etwas aber von dieser Schlauheit ist, meine ich, auf uns, ihre Enkel, gekommen, und ein klein wenig von dieser unschätzbaren Gabe besitze ich auch vielleicht.

Am 24. August um ein Uhr Nachmittags durfte ich die Festung verlassen, ich war aber für diesen Tag um Urlaub von acht Uhr früh bis ein Uhr Nachmittags eingekommen und erhielt ihn bewilligt. So ersparte ich mir die letzten fünf Stunden Haft. Etwas vor acht Uhr — ich mußte ja doch das Achtuhrschiff benutzen — nachdem ich Zilians, den drei Grazien und allen andern mich empfohlen und meinen Namen als Entlassener im Journal der Wachtstube eingetragen hatte, verließ ich das Fort Quarré. Darauf holte ich die Meinen aus ihrer Wohnung ab, und zum letzten Mal passirten wir das schwimmende Brückchen. Darüber führte vom Landungsplatz nach der Festung ein Richtweg, der eigentlich verboten war, aber — wie die meisten verbotenen Wege — stark benutzt wurde. Das Brückchen lag über dem Wasser da, wo der Festungsgraben in die Weichsel mündet, und war an beide Ufer mit lösbaren Ketten angeschlossen. Eine der Ketten wurde gelöst, wenn ein Fahrzeug aus- oder eingelassen werden sollte. Wollte man über das Brückchen hinüber, so mußte man es mit einer Stockkrücke oder einem Schirmgriff heranziehen. Bei niedrigem Wasserstande aber lag es unangenehm tief, man mußte dann

auf das nasse Brett hinunterspringen, und das war mit einiger Gefahr verbunden. Trotzdem ist von allen, die mich besucht haben und diesen Weg nahmen, nur einmal jemand ins Wasser gefallen — leider war's eine Dame. Sie wurde aber zum Glück sogleich herausgezogen, dann sorgfältig getrocknet, und geschadet hat es ihr nicht.

Das schwimmende Brückchen passirten wir glücklich am Morgen des 24. August und kamen zum Landungsplatz. Bald war auch Friedrich mit dem Gepäck da, und dann kam auch schon das Dampfboot von Neufahrwasser her. „Adieu, Friedrich, grüßen Sie alle!" O da steht auch Frau Gurk wieder in der Thür. „Adieu, Fran Gurk! Lassen Sie es sich wohl gehen! Auf Wiedersehen!"

So ging es wieder in die Freiheit hinein, und ich kann nicht sagen, daß ich es bedauerte, von der Festung scheiden zu müssen. Eines nur that mir leid: daß ich nicht fleißiger dort gewesen war. Immerhin hatte ich mein Handwerk nicht ganz liegen lassen und einiges doch hatte ich zugelernt, zumal auf dem Gebiet der Pflanzenkunde.





Pröbbernau.

Als ich frei geworden war, gedachte ich des Zieles meiner Sehnsucht und machte mich an einem schönen sonnigen Tage nach Pröbbernau auf der frischen Nehrung auf. Dorthin kann man, wie ich früher bemerkt habe, von Weichselmünde aus immer ostwärts am Strande hinwandernd kommen; es sind das aber 35 Kilometer, und da ich mich noch angegriffen fühlte, besorgte ich, mir könne das in der Hitze und auf dem Sandboden zu viel werden, deshalb wählte ich die bequeme Straße über Elbing, das frische Haff und Kahlberg. In Dirschau blieb mein Zug — weshalb, weiß ich nicht — eine halbe Stunde über die fahrplanmäßige Zeit liegen. Selten habe ich mich so unglücklich gefühlt wie in dieser halben Stunde; ich sah voraus, daß ich in Elbing zu spät für das Haffschiff ankommen würde. Mehrere Male war ich nahe daran, aus dem Coupé zu springen und vorauszulaufen, sagte mir dann aber doch, viel nützen würde das auch nicht. Es kam so, wie ich gefürchtet hatte: als ich am Elbinger Hafen ankam, konnte ich nur dem Schiff, das schon in Fahrt begriffen war, nachsehen. Mein einziger Trost war, daß ich dadurch Gelegenheit gewann, mir die nette Stadt Elbing, die ich seit 45 Jahren nicht besucht hatte, wieder anzusehen.

Am andern Morgen fuhr ich von Elbing nach Kahlberg. Schon die Fahrt zwischen den Ufern des Elbingflusses hin machte mir viel Vergnügen. Aber noch schöner war es auf dem Haff, dessen Wasser lebhaft bewegt war. Gegen zehn Uhr näherten wir uns den glänzend weißen Dünen der Nehrung und legten um halb elf etwa am oberen Ende eines sehr langen Landungssteges an. Der Steg ist so schmal, daß höchstens zwei nicht zu wohlbeleibte Personen neben einander gehen können, und bereitet dadurch Ungeduldigen eine harte Prüfung.

Kahlberg ist ein blühendes Seebad, und in der schon etwas vorgerückten Jahreszeit war dort noch viel Leben. Ich ging aber rasch durch den Ort hindurch, um den Weg nach Pröbbernau zu gewinnen. Das ist von Kahlberg in der Luftlinie 5$^1/_2$ Kilometer entfernt, aber Luftlinie und Gehlinie sind auf der Nehrung zwei sehr verschiedene Dinge. Dazu wählte ich den weitesten Weg, den, der im Walde noch, aber unfern des Nordstrandes immerzu bergauf und bergab führt. Ich entdeckte Hufspuren darauf, woraus ich schloß, daß es der Weg ist, den der Düneninspektor abreitet. Von Zeit zu Zeit kam ich an einen der sogenannten „Ueberwege“. Das sind breite Wege, die vom Südstrand zum Nordstrand führen. Auf ihnen schaffen die Nehrunger, deren Niederlassungen alle an dem freundlicheren Wasser, dem Haff, liegen, ihre Bote nach dem Seestrand. Es war schon Mittag vorbei, da kam ich an einen Ueberweg, von dem ich dachte, er müßte nach Pröbbernau führen. Ehe ich ihn einschlug, stieg ich auf die Düne und erfreute mich an dem köstlichen Blick auf die See nach der einen Seite, nach der anderen Seite auf das Haff. Dann legte ich mich, um mich auszuruhen, unter einer alten Kiefer auf den Rücken und schaute durch das verschränkte Zweigwerk des Baumes in den blauen

Himmel hinein. Es war ein sehr heißer Tag, kein Zweiglein bewegte sich, keine Vogelstimme war zu vernehmen, und keinem Menschen bin ich begegnet auf der ganzen Wanderung.

Nachdem ich mich ausgeruht hatte, schlug ich den erwähnten Ueberweg ein, kam dann in ein nettes Wäldchen aus gemischtem Holz und erreichte in nicht langer Zeit das Haff. Da lag schon vor mir das kleine Fischerdorf Pröbbernau. In dem einzigen Wirthshaus des Ortes kehrte ich ein und stärkte mich durch ein bescheidenes Mahl. Ich wollte den Pfarrer von Pröbbernau besuchen, hörte aber zu meinem Leidwesen, daß er über Land sei. Es sei aber der Herr Organist da, der mir die Kirche zeigen würde, wenn ich sie sehen wollte. Ich suchte ihn auf, und er führte mich in die sehr kleine und schmucklose Kirche hinein, um die herum der Kirchhof liegt. Als wir wieder hinaustraten, sagte ich zu ihm: „Haben Sie die Kirchenbücher?"

„Nein, der Herr Pfarrer hat sie eingeschlossen, ich habe aber ein Duplicat."

„Gut, das möchte ich einsehen." Damit war er einverstanden, ich folgte ihm nach seiner Wohnung und setzte mich auf der kleinen Veranda vor dem Hause zu seiner Familie, die dort beim Kaffee war. Nach einiger Zeit kam er mit dem Papier.

„Nun lesen Sie einmal," sagte ich, „was in das Kirchenbuch eingetragen ist am 24. Juni 1832." Er sah nach und las: „Getraut der Kaufmann Karl Gottfried Trojan aus Danzig mit Jungfrau Sophie Wilhelmine Wichmann aus Danzig."

„Sehen Sie," sagte ich, „darum bin ich hergekommen, denn das sind meine Eltern. Nun will ich Ihnen sagen, daß damals ein Herr Gehrt hier Pfarrer war, meines

Vaters ältester Freund. Der hat, als er diese Pfarre bekam, eine Marie Wichmann geheirathet. Mit deren Schwester hat dann dieser Kaufmann Trojan sich verlobt, und daher kam es, daß sie hierher gegangen sind und in dieser Kirche sich haben trauen lassen. Auf dem Friedhof hier liegt auch meine Großmutter von mütterlicher Seite, die hier bei ihrer älteren Tochter gestorben ist, begraben."

Nachdem ich mich bei dem Herrn Organisten bedankt und mich ihm empfohlen hatte, machte ich ein paar photographische Aufnahmen von dem Kirchlein und dem Pfarrhaus. Letzteres war, weil es hinter Bäumen lag, schwer zu fassen, ich mußte, um es aufzunehmen, in den Pfarrgarten hinein. Das Pförtlein war nicht verschlossen, trotzdem hatte ich das Gefühl, als stiege ich wie ein Dieb ein. Während ich im Garten photographirte, hörte ich ein eigenthümliches Klopfen, das von dem Hause herkam. Als ich nachher dem Hause mich näherte, sah ich, daß am Stamm einer der davor stehenden Lindenbäume ein Specht herumhämmerte. Das war das Klopfen, das der einzige Laut war in der tiefen Stille.

Den Rückweg von Pröbbernau machte ich auch zu Fuß, aber an dem Haffufer hin, das auch sehr schön ist, über Schallmehl (richtiger Schellmühl genannt) und Liep, und kam noch eben rechtzeitig zum Elbinger Schiff in Kahlberg an.





Episteln an einen Freund.

Vierte Epistel.

Mensch, ich bin frei! Ich war ja nicht geschlagen
In Ketten, dennoch fühl' ich jetzt, es fällt
Etwas wie Fesseln von mir ab. Behagen
Durchströmt mich warm, mein wieder ist die Welt.
Mein Pensum hab' ich richtig abgesessen,
Zwei volle Monat nun, und hab' genug.
Zuerst jetzt denk' ich einmal gut zu essen —
Das ist prosaisch, Freund, doch ist es klug.
Dann wird es wohl das Beste sein, ich gehe
An einen Ort, von dem ich nach der See
Weit übers grüne Land hinübersehe —
Dazu wahrscheinlich wähl' ich Zinglershöh.
Wenn dann den Thurm erreichen meine Blicke,
Den Festungsthurm, der jetzt noch nah mir steht,
Lach' ich ihn aus. Ja, winke nur und nicke,
Jetzt schiert mich nicht mehr dein „Komm nicht zu spät!"
In meiner Nähe sah ich stets dich gerne,
Denn eine Zier des Ganzen stehst du da,
Verdrossen aber war ich, wenn von ferne
Ich übern Wald dich nach mir lugen sah.
Du störst mir künftig nicht mehr meine Freude,
Fortan kann ich betrachten dich mit Ruh.
Leb wohl, o Thurm, in deinem Kranzgebäude
Noch manch Jahrhundert überdaure du!

Leb wohl, o Gärtchen, ihr gezackten Wälle!
Ich geh' von dannen, ohne Abschiedsweh
Verlass' ich meine schlicht möblirte Zelle
Und ohne Gram das schöne Fort Quarré.
Zugbrücke du, leb wohl, und du, das alte
Schräg unterm Walle durchgeführte Thor,
Aus dem so laut der Schritt der Wache schallte,
Bevor sie aus der Wölbung trat hervor.
Am Thore drinnen weiß ich eine Stelle,
Vom Posten dort ein wenig rechter Hand,
Da schaut man durch den dunkeln Gang ins Helle
Und sieht ein Stückchen von der Freiheit Land.
Vom Posten dort wird alles wahrgenommen,
Was auf der Festung ausgeht oder ein;
Er wird gewiß in meinen Traum noch kommen
Und fragen mich nach meinem Urlaubsschein.

Jetzt bin ich frei! Wohin mich das Verlangen
Des Herzens treibt, geh' ich mit frohem Sinn;
Nur eins betrübt mich: seit ich hier gefangen,
Ging unsers kurzen Sommers Bestes hin.
Als ich hier eintrat, war der letzte Flieder
Noch nicht verblüht, noch keine Rose hatt'
Erschlossen sich, und jetzt weht schon hernieder
Im Winde hie und da ein gelbes Blatt.
Verstummt ist längst der wunderholde Reigen
Der Vöglein, die einst Nester hier gebaut,
Längst in den Wipfeln waltet schon das Schweigen,
Gar selten noch aus ihnen klingt ein Laut.
Nicht danken mehr kann ich dem Chor der Sänger,
Die einst mit ihren Stimmen mich erfreut;
Sie haben sich, seit Elternpflicht nicht länger
Hier fest sie hielt, wer weiß wohin zerstreut.
Allein die Schwalben sind noch hier geblieben,
Treu zu der Festung haltend ohne Wank.
Ihr zierlichen, ihr leicht beschwingten, lieben,
Ihr trauten Vögel, habt von Herzen Dank!

Doch hör', was schwatz' ich! Besser wär's, ich thäte
Beeilen mich und machte rasch mich auf!
Weh mir, wenn ich zum Schiffe mich verspäte!
Das nächste fährt 'ne Stunde erst darauf.
Halt aber, halt! Eins darf ich nicht vergessen,
Wenn ich's vergäße, wär' ich wahrlich schlecht.
In größter Hast auch muß der Mensch sich dessen
Erinnern, was da edel und gerecht.
Da kommt sie schon — Louise, ein Machandel
Wär' jetzt am Platz. Nein, bring gleich ihrer drei!
Nein, vier — nein, fünf — ein Dutzend — eine Mandel!
Und trink sie auf mein Wohl aus! Ich bin frei!

